

A r c h i v

f ü r d i e

P h a r m a c i e

u n d

ä r z t l i c h e

N a t u r k u n d e ,

h e r a u s g e g e b e n

v o n

D r . G . H . P i e p e n b r i n g .

Zweyten Bandes drittes Stück.

G o t h a

b e y J . P e r t h e s , 1804.

Archiv

für die

Pharmacie

und

ärztliche

Naturkunde

herausgegeben

von

Dr. G. H. Pichler.

Zweyten Bandes drittes Stück

Gotha

Verlag v. J. Pichler, 1804.

D e m

H e r r n

Dr. Aug. Chr. Waitz

Kurfürstl. Hessischer Hofrath und Leib-
arzt in Cassel, Brunnenarzt zu Nenndorf,
ordentliches Mitglied der cor-
respondirenden Gesellschaft der Phar-
macie und ärztlichen Naturkun-
de in Cassel etc.

m i t

der vollkommensten Hochachtung und

der innigsten Dankbarkeit

für die mir erzeugte

Freundschaft und Güte

gewidmet

von dem Herausgeber.

Dr. Aug. Chr. Waite

Herrn
Dem

Karlsh. Hofmeister Hofmeister und Leib-
arzt in Göttingen, Brunnenstrasse 10
ordentliches Mitglied der
respondierenden Gesellschaft der
Physik und Medizin in Göttingen

mit

der vollkommenen Hochachtung und

der innigsten Dankbarkeit

für die mir erzeigte

Fremdschaft und Güte

gewidmet

von dem Herausgeber

Inhalts - Verzeichniss.

I. Abhandlungen.

1. Bemerkungen über Apotheker-Affekuranzen.
nebst einem Plan und Vorschlag zu einer solchen Affekuranz für die Churhessischen Lande.
Von dem Apotheker Rink in Treysa. . . . 223.
2. Ueber das Einschreiben der Recepte, in Hinsicht auf Herrn Hofapotheker Meyers Schrift: Was fordern die Medicinal - Ordnungen von den Apothekern? Von d. H. d. A. . . . 245.
3. Darstellung der Versuche mit Volta's Säule an Taubstummen und Harthörigen. Von Fr. W. Flaschoff, Kön. Pr. Hofapotheker in Essen.
Zusatz von d. H. d. A. 264.
4. Noch einige Bemerkungen über den Wasserfenchel, und dessen Nutzen in der Lungenfucht.
Vom Dr. Fleisch in Cassel. Zusatz v. d. H. d. A. 285.
5. Ueber das James-Pulver. V. d. H. d. A. . . 320.

Inhalt.

II. Notizen.

1. Wirkt das Sonnenlicht auf Bestuschevs Nerven-
tinctur? 326.
2. Genaue Bestimmung des quantitativen Verhält-
nisses der Bestandtheile verschiedener Salze. . . 327.
3. Enthält der Zinnober Sauerstoff? 328.

III. Allerley.

1. Verordnungen. 329.
2. Neue Anstalten. 332.
3. Todesfälle. 336.

I.

B e m e r k u n g e n

ü b e r

A p o t h e k e r a s s e k u r a n z e n ,

nebst einem Plan und Vorschlag zu einer solchen Affekuranz für die Kurhessischen Lande.

V o n d e m A p o t h e k e r

R i n k i n T r e y f a .

Es kann wol kein traurigerer, schauderhafterer Anblick gedacht werden, als, seine Wohnung, sein Eigenthum, einen Raub der Flamme werden zu sehen. Doppelt traurig ist dieser Anblick für den, dessen ganzes Vermögen hierdurch verloren gehet, der oft in wenig Stunden, den Lohn seiner lebenslänglichen Arbeit, und alle Aussicht zum Nahrungserwerb verliert, und so der Verzweif-

lung Preis gegeben wird. — Welch ein Trost ist es aber für den Unglücklichen, der so eben sein Obdach durch Feuer verlor, daß er die frohe Aussicht genießen kann, bald eine neue Wohnung aus der Asche des verbrannten Gebäudes sich erheben zu sehen, die ihn gegen die Stürme der Witterung schützen wird. — Dank sey jenen edlen Fürsten, jenen wahren Vätern des Vaterlandes, die durch wohlthätige Anstalten, durch Brandaffekurationen, dafür sorgten, daß jeder Unglückliche dieser Art den Trost, die frohe Hofnung hegen kann, nicht lange ohne Obdach herumirren zu dürfen, sondern bald wieder in Besitz einer Wohnung seyn zu können. — Der Unglückliche ist nun gegen die Stürme, das Ungemach des Wetters geschützt — ist er aber auch dadurch in den Stand gesetzt, sein Brod erwerben zu können, so daß er nicht ferner seinen Mitbürgern zur Last fällt? — Der Handwerker wol, der nur sein, oft unbedeutendes Handwerkszeug bedarf, um sich ernähren zu können, aber nicht der Kaufmann, dessen Vermögen oft zum beträchtlichsten Theil in seinem Waarenlager steckt, und noch weit weniger der Apotheker. Jener hat nur wenige Artikel, und leicht sind diese, wenigstens zum größten Theil zu

zu retten: das Vermögen des Apothekers aber ist in mehr als tausend Artikeln zerstreuet, wo soll nun der Unglückliche anfangen zu retten? — Hier ist Erhaltung der Waaren beynahe unmöglich, da diese größtentheils in zerbrechlichen Gefäßen enthalten sind, die unmöglich mit der Schonung und Vorsicht können transportirt werden, die sie erfordern, da Löschen einer solchen Menge leicht entzündlicher Sachen, welche eine Apotheke enthält, fast nicht zu bewerkstelligen ist. Selten ist daher auch der Fall, daß eine brennende Apotheke gerettet wird, und gewöhnlich ist dieses Unglück mit dem völligen Ruin des Besitzers verbunden. Gewiß! äußerst wünschenswerth wäre eine Anstalt, welche den unglücklichen Apotheker wieder in den Stand setze, sich sein Brod erwerben, seine Familie erhalten zu können, und fast unbegreiflich ist es, daß man deren Ausführung, welcher freilich nicht geringe Schwierigkeiten im Wege stehen, noch nicht versucht hat.

Herr Prof. *Trommsdorf* hat das große Verdienst, zuerst (J. d. Ph. II. St. 1. p. 3) aufmerksam auf diese wichtige Angelegenheit gemacht zu haben, und wenn gleich der Plan, welchen er vor-

schlägt, nicht ganz ausführbar ist, wegen den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich einer allgemeinen Affekuranz aller deutschen Apotheken entgegen setzen: so verdient er doch bloß deshalb Dank, weil er diese Sache zur Sprache brachte. Im 3ten Bde 1ten St. p. 37 dieses Journals macht ein Ungenannter über den Plan des Herrn Prof. Trommsdorf sehr richtige Bemerkungen, und theilt einen andern Plan mit, der sich auf 2 sehr wichtige Erfordernisse einer solchen Affekuranz gründet, nemlich:

1. Entschädigung des Abgebrannten, und zwar
2. mit möglichst schneller Wiederherstellung in den Zustand der Thätigkeit.

Der Verfasser dieses Plans gehet von dem Gesichtspunct aus, daß dem Unglücklichen sein erlittener Schaden nicht bloß ersetzt werden, sondern daß man ihn auch in möglichst kurzer Zeit wieder in den Stand setzen müsse, sein Brod sich erwerben zu können. — Sehr richtig und gut zu diesem Zwecke ist deshalb der Vorschlag, dem Unglücklichen diese Unterstützung nicht in baarem Gelde zu geben, sondern ihn durch Beyträge an Waaren und allen, zu Errichtung einer Apothe-

ke nöthigen Geräthschaften bald möglichst wieder in den Zustand der Thätigkeit zu versetzen, damit er nicht durch Mangel an Broderwerb niedergedrückt, und gezwungen werde, jene Unterstützung an baarem Gelde zu verzehren.

Gewiß wird jeder mit dem Verfasser übereinstimmen, daß dieses die edelste und zweckmäßigste Art der Unterstützung ist; aber sollte sie so leicht und mit so weniger Beschwerde, als der Verfasser glaubt, auszuführen seyn? — Ich zweifle, und erlaube mir darüber einige Bemerkungen.

Der Verfasser nimmt eine Verbindung von 100 Apotheken an, und theilt diese in 10 Classen, nach Actien von 500 Thl. ein, die erste Classe enthält die Apotheken von 1 Actie oder 500 Thl. Werth, die 10 Cl. die Apotheken von 10 Actien oder 5000 Thl. Werth. Brennt nun eine Apotheke der ersten Classe ab, so zahlet der Apotheker derselben Classe 1 Thl. oder liefert vielmehr für diesen Werth Waaren etc. der Apotheker der 10ten Classe zahlt also 10 Thlr. — Diese Beyträge sind freylich gering, sie müssen aber zehnfach entrichtet werden, wenn eine Apotheke von 10 Actien abbrennt, und dann ist für den Apotheker der ersten Classe ein Beytrag von 10 Thlr.

so wie für den Apotheker der 10ten Classe ein Beytrag von 100 Thlr. wahrlich keine Kleinigkeit, besonders, wenn man die Möglichkeit in Anschlag bringt, daß mehrere Unglücksfälle dieser Art in kurzer Zeit sich ereignen können. — Bey einer Verbindung von 100 Apotheken kann man wohl annehmen, daß die an den äußersten Grenzen dieses Verbindungskreises liegenden Apotheken 40 Meilen von einander entfernt sind. Welche Zeit wird nun verfließen, bis der Apotheker an der östlichen Grenze Nachricht erhält, daß eine Apotheke an der westlichen Grenze abbrannte, bis er die Artikel, welche er liefern muß, anschafft. (denn Blasen, Kessel u. dergl. kann er doch für solche Unglücksfälle nicht vorrätig halten) und an seinen verarmten Mitbruder abgeliefert. Ich will den möglichen Fall gar nicht in Anschlag bringen, daß gefühllose Menschen diese Abfindung vorfäzlich verzögern können. Wer soll sie in diesem Falle zu ihrer Schuldigkeit anhalten? — Man siehet, daß auch diesem Plane Schwierigkeiten entgegenstehen; Schwierigkeiten, die sich vielleicht nie völlig auf die Seite räumen lassen. Immer hofte ich andere Bemerkungen über diesen Gegenstand zu lesen, oder zu erfahren, daß man wirklich eine solche Assekuranz errichtet

tet habe, aber seit jenen wenigen Verhandlungen hat diese Sache, wie es scheint, völlig geruhet. Dieses veranlaßt mich, meine Gedanken über eine solche Anstalt zur Prüfung mitzutheilen, und einen Plan vorzulegen, von dem ich glaube, daß er leichter auszuführen sey, als einer der oben angeführten — dem zwar, ebenfalls manches in der Ausführung entgegen stehen wird, das sich aber, wie ich glaube, völlig wird beseitigen lassen. — Ich habe zwar diesen Plan zunächst und vorzüglich für Kurhessen berechnet, aber keinesweges wird hierdurch die weitere Ausdehnung auf andere benachbarte Länder ausgeschlossen, jedoch nur unter unten angeführten Bedingungen. Ich werde zuerst diesen Plan skizzirt darlegen, und alsdenn noch einige Bemerkungen darüber beyfügen.

Plan der Apotheker - Affekuranz.

- 1. Sämmtliche Apotheker des Kurfürstenthums Hessen verbinden sich, im Fall einer ihrer Mitverbundenen durch Feuer seine Apotheke, und mit ihr seine Nahrungsquelle verlieren sollte, ihn gemeinschaftlich, aus ihren eigenen**

nen Mitteln zu entschädigen, und ihn so schnell als möglich wieder in den Stand zu setzen, sein Brod erwerben zu können.

2. Da man mit aller Wahrscheinlichkeit voraussetzen kann, daß die Hess. Apotheker ihre Wohnungen schon bey der, in hiesigen Landen bestehenden Brandkasse affekurirt haben, so können diese nicht noch ein Mal aufgenommen werden, sondern diese Affekuranz beschränkt sich lediglich auf die zur Apotheke nothwendigen Utenfilien und Waaren.

3. Nicht alle Apotheken haben gleichen Werth, es ist deshalb nöthig, sie in gewisse Classen zu vertheilen. Man könnte die Hess. Apotheken etwa in 5 Classen vertheilen. Die erste Classe würde die Apotheken in den größten Städten Hessens enthalten und der Werth einer jeden zu 3000 Thlr. anzuschlagen seyn. Diese Classe würde etwa 10 Apotheken enthalten.

Die 2te Classe würde ebenfalls aus 10 Apotheken bestehen, und jede zu 2000 Thlr. anzuschlagen seyn.

15 Apotheken enthielten die 3te Classe, deren jede à 1500 Thl. gerechnet würde.

Die 4te Classe bestände aus 20 Apotheken à 1200 Thlr.

Die 5te Classe enthielt 23 Apotheken von 800 Thlr. Werth.

Also überhaupt:

10	Apotheken	à	3000	Thlr.	—	30000	Thlr.
10	—	—	—	2000	—	—	20000
15	—	—	—	1500	—	—	22500
20	—	—	—	1200	—	—	24000
23	—	—	—	800	—	—	18400

78 Apotheken, Totalwerth, 114900 Thlr.

4. Bey dieser Classification muß aber so viel als möglich darauf gesehen werden, daß die Apotheken nach ihrem wahren Werthe angegeben werden, und kein Apotheker darf seine Apotheke höher einschreiben lassen, als sie wirklichen Werth hat.

5. Nach diesem Verhältniß trägt nun jeder Theilnehmer bey, seinen abgebrannten Mitbruder zu entschädigen.

6. Es wird nemlich, damit diese Entschädigung auf die kürzeste und am wenigsten kost-

kostspielige Art geschehen könne, ein Fond errichtet.

7. Zu der Bildung und Erhaltung dieses Fonds zahlt jeder Theilnehmer jährlich $\frac{1}{8}$ pro Cent des Werthes seiner Apotheke.

8. Aus diesem Fond wird nun der Abgebrannte entschädigt, und zwar auf die Art, daß der Director der Anstalt, so bald ihm von dem geschehenen Unglück Anzeige geschehen ist, sogleich alles, was nothwendig ist, um den Unglücklichen, sobald als möglich, wieder in den Stand zu setzen, sein Brod erwerben zu können, in der, dem Wohnort des Unglücklichen zunächst liegenden Handelsstadt bestellt, und dafür sorgt, daß dieses alles bald und frey ihm zugestellt wird. Kasten, Reposituren und dergl. die nach einem gewissen Maasstab verfertiget werden müssen, um zu dem Locale zu passen, werden am besten in dem Wohnort des Unglücklichen verfertigt, und hat deshalb der Director einigen der zunächst wohnenden Apotheker den Auftrag zu ertheilen, die nöthigen Accorde mit Zuziehung des Verunglückten, mit den Handwerkern abzuschliessen, und darüber haben die.

diese sodann eine pflichtmäßige Anzeige an den Director einzufenden.

9. Um nun zu wissen, was dem Verarmten an Waaren, Gefäßen und dergl. zu überliefern ist, werden Schemata entworfen, worinnen alles, was zur vollständigen Einrichtung einer Apotheke nothwendig ist, aufgezeichnet, und im Geldeswerth angeschlagen ist.

10. Da wir 5 Classen Apotheken haben, die von verschiedenem Werthe sind, so sind auch 5. verschiedene Schemata nöthig, und je nachdem die abgebrannte Apotheke in einer Classe stehet, wird auch das Schema dieser Classe zum Grunde gelegt.

11. Nicht immer verliert der Apotheker alles, sondern zuweilen wird doch etwas gerettet, deshalb haben einige der benachbarten Apotheker mit Zuziehung des Verunglückten sogleich nach geschehenem Unglück über das Gerettete ein Inventarium aufzunehmen, und an den Director einzufenden, worauf dieser sodann das, was wirklich verloren ward, auf die oben beschriebene Art ersetzt.

Bemerkungen und Erläuterungen.

ad. 1. Ich habe hier angenommen, daß sämtliche Apotheker in Kurhessen in diese Verbindung eintreten, weil ich nicht glaube, daß man gegen seinen eignen Vorthail so blind seyn wird, sich auszuschliessen. Alsdann würde diese Verbindung aus 78 Mitgliedern bestehen. *) Unumgänglich nöthig ist es aber, daß die ganze Anstalt unter Autorität des Landesherrn errichtet wird, denn eines Theils erhält die ganze Anstalt dadurch überhaupt mehr Zutrauen, und andern Theils wird hierdurch die schleunige und richtige Beytreibung der Beyträge möglich gemacht, welche so wesentlich nöthig ist, daß ohne sie die Anstalt nicht bestehen kann. — Obich gleich hier eine Verbindung der Kheffischen Apotheker angenommen habe, so könnte man doch auch auswärtigen Apothekern den Beytritt verstatten. In diesem Falle wäre es aber durchaus nöthig, daß die Regierungen jener Länder sich mit der unf-

*) Bey dieser Angabe legte ich den Kheffischen Staats- und Adresskalender zu Grunde. Ein möglicher Irrthum kommt also auf dessen Rechnung.

rigen verbänden und gemeinschaftlich diese Anstalt garantirten, weil ohne diese Garantie die Beytreibung der Beyträge der auswärtigen Glieder zu sehr erschwert wird. Also nur alsdann, wenn auch auswärtige Regierungen diese Anstalt garantirten, könnte man die Apotheker dieser Länder aufnehmen. Besser ist es immer, nur die Apotheker Eines Landes verbinden sich zu dieser Affekuranz.

ad 2. Bloss die Officin mit ihrem Zubehörfarf in Anschlag gebracht werden. Hat der Apotheker aufser seinem eigentlichen Gewerbe, noch eine Materialhandlung, eine chemische Fabrik, einen Wein- oder Brandtweinhandel etc. so gehört alles dieses nicht in die Anstalt dieser Brandcasse. Also nur die Apotheken in abstracto sind in Anschlag zu bringen, das heisst, so hoch als eine Apotheke, in der und der Classe allein betrachtet, werth zu seyn pflegt.

ad 3. Die hier angenommene Classification der Apotheken ist nur hypothetisch angenommen, und bedarf allerdings, wenn man zur Ausführung eines solchen Affekuranzplanes selbst schreiten will, noch einer sehr strengen und genauen Beurtheilung. Nur um meinen Plan deutlicher

zu machen, erlaubte ich mir diese Classification, und nur diesem Zwecke legte ich sie zum Grunde. Das sicherste Mittel, den wahren Werth jeder Apotheke zu erfahren,! wornach sie sodann auch richtig classificirt werden können, wäre freylich dieses: das man einzelne Apotheken durch Sachverständige und verpflichtete Männer taxiren liesse. Aber mit welchen Kosten und Umständen wäre dieses Mittel verbunden?! — Auch würde vielleicht mancher Apotheker, um eine solche, aus mancherley Gründen ihm unangenehme Taxation zu vermeiden, sich von der Theilnahme an dieser Asssekuranz ausschliessen, und durch Zwangsmittel soll und kann man doch niemanden zum Beytritt anhalten. — Es wird also schwer seyn, allgemein passende Grundsätze auszumitteln, nach denen man die Apotheken classificiren kann. Am sichersten würde man gehen, wenn man jeden Apotheker den Werth seiner Apotheke selbst angeben läßt. Jeder muß diesen selbst am besten wissen. Ein Apotheker, zumal wenn er schon einige Jahre an einem Orte gewohnet hat, weiß, was sein Publicum bedarf, was seine Apotheke haben muß, er kann also am besten bestimmen, wie groß sein Verlust seyn würde, wenn seine Apotheke abbrennen

nen sollte. Zu geringe wird nicht leicht Jemand sein Eigenthum taxiren. Eine zu hohe Angabe ist auch nicht zu besorgen, weil diese auch hohe Beyträge zur Folge haben würde. Eine übermäßig hohe Angabe ist allenfalls nur von dem zu vermuthen, der den Schrecklichen Voratz gefaßt hat, seine Apotheke selbst in Brand stecken zu wollen. Einem solchen Beginnen kann man aber dadurch vorbeugen, daß, wenn einer seine Apotheke so hoch angiebt, daß der Werth derselben, von dem anderer Apotheken, von ohngefähr gleicher Lage etc. auffallend verschieden ist, man alsdann ihn seine Angabe beschwören läßt, oder einen hierzu verpflichteten Apotheker abschickt, um die Apotheke zu taxiren. Ueberhaupt hat es mit einem solchen Unterfangen so leicht keine Noth, denn es kann einer nicht wohl seine Apotheke anstecken, ohne zugleich sein Haus den Flammen zu opfern, und dieses ist doch, bey unsern allgemeinen Feuerversicherungsanstalten, zu gefährlich. Will man aber dem Worte der Apotheker im Allgemeinen nicht glauben, nun so lasse man jeden bey seiner Obrigkeit eidlich in Pflicht nehmen.

ad 5. 6. 7, Der Totalwerth sämmtlicher Kurhessischen Apotheken wäre also, nach meiner Annahme

nahme, 114900 Thlr. Wollte man nun nach dem Plane des Ungenannten, im J. d. Ph., nur alsdann Beyträge erheben, wenn sich wirklich ein Unglücksfall ereignet hat, so hätte der Apotheker der 5ten Classe, der eine Apotheke von 800 Thlr. besitzt, wenn eine Apotheke derselben Classe abbrennt, ohngefähr $5\frac{2}{3}$ Thlr. zu bezahlen; der Apotheker der ersten Classe bezahlt in diesem Falle $21\frac{1}{4}$ Thlr. Brennt aber eine Apotheke von 3000 Thlr. ab, so würden von dem Apotheker der 1sten Classe $80\frac{1}{2}$ Thlr. von dem der 5ten Classe aber $21\frac{1}{2}$ Thlr. bezahlt werden müssen. Im ersten Fall ist freilich der Beytrag verhältnißmäßig gering und unbedeutend, aber im 2ten Falle wahrlich für manchen minder vermögenden Apotheker sehr drückend. Freylich sind es seltne Fälle, daß Apotheken abbrennen, und in Kurhessen hatten wir diesen Fall seit länger als zwanzig Jahren nicht, aber ein solcher Fall kann sich in kurzer Zeitfrist mehrere Male ereignen, und dann wird jener Beytrag auch für den vermögenden Apotheker drückend, für den minder Vermögenden aber unerschwinglich. Bedenkt man ferner, mit welchen Umständen, Kosten, und mit welchem Zeitverlust diese Art, die Beyträge zu erheben, verbunden ist, so wird man gewiß meinen

nen

nem Vorschlag, durch jährliche geringe und gewiss nicht drückende Beyträge einen Fond zu bilden, aus dem der unglückliche Mitbruder entschädigt wird, seinen Beyfall nicht verlagen; besonders da bey dieser Einrichtung jene Einwürfe, die oben genannter gegen den Plan des Ungenannten machte, gänzlich wegfallen.

In meinem Plane nehme ich an, daß jeder Theilnehmer $\frac{1}{2}$ pC. des Werthes seiner Apotheke jährlich bezahlt, sämmtliche Khessischen Apotheker zahlen also die Summe von $191\frac{1}{2}$ Thlr. jährlich, hierdurch würde in 20 Jahren ein Capital von 3830 Thlr. entstehn, (die Zinsen, welche von den ausgelehnten Geldern gezogen werden konnten, ungerechnet,) vorausgesetzt, daß in diesem Zeitraume sich kein Unglücksfall ereignete. Sollte aber in den ersten Jahren der Fall eintreten, daß eine Apotheke der ersten Classe abbrennte, oder mehrere Unglücksfälle sich ereigneten, so daß das vorhandene Capital nicht hinreichend wär, zur Entschädigung der Abgebrannten, alsdann müßte sich die Casse an den Landesfürsten wenden, und diesen um ein hinreichendes Capital gegen billige Zinsen bitten, von den jährlichen Beyträgen aber dieses Capital wieder abtragen. Vielleicht scheint es Manchem

besser, die jährlichen Beyträge für die ersten 3 — 10 Jahre auf $\frac{1}{3}$ pC. oder noch höher zu bestimmen, um desto eher ein gewisses Capital zur Disposition zu haben. Aber ich halte es nicht für gut, von Anfang an die Beyträge zu hoch anzusetzen, theils weil diese Maasregel von der Theilnahme abschrecken, theils weil es wirklich unbillig seyn würde, wenn die ersten Theilnehmer mit ihrer größten Beschwerde für die Nachkommen einen Fond errichten sollen. $\frac{1}{6}$ pC. ist meiner Meynung nach hinreichend. Träfe es sich aber, daß im Anfange gleich beträchtliche Unglücksfälle sich ereigneten, und man ein Capital aufnehmen müßte, so wäre es alsdann noch immer Zeit, die Beyträge zu erhöhen, um sich früher von dieser Schuldenlast zu befreyen.

ad 8. Tritt nun der Fall ein, daß eine Apotheke abbrennt, so wird auf die, im Plan bemerkte, Art der Apotheker entschädigt, das heist: der Director besorgt alles, was zur Einrichtung einer Apotheke dieser Classe nöthig ist, und bezahlt dieses aus der Casse. Zu diesem Behuf werden allgemeine Schemata entworfen, und bey der Entschädigung zum Grunde gelegt. Diese Schemata müssen also, ausser den nöthigen Gefäßen etc. eine solche Menge der nöthigen Waa-

Waaren enthalten, als eine Apotheke dieser oder jener Classe in einem halben Jahre braucht. Jedoch wird es gut seyn, den abgebrannten Apotheker hierbey zu Rathe zu ziehen, da es der Fall seyn kann, dafs eine gewisse Waare an diesem Orte gar nicht gebraucht wird, alsdann müßte es dem Apotheker erlaubt seyn, Abänderungen in diesem Schema zu machen, und für eine Waare, die er nicht braucht, eine andre von gleichem Werthe zu wählen. Auch könnte man ihm die Wahl lassen, an Statt der Naturalentschädigung, den Werth derselben in baarem Gelde zu nehmen, wenn man hinlängliche Sicherheit hätte, dafs der Apotheker dieses Geld auch zu den bestimmten Zwecken anwenden wird. — Die Verzeichnisse aller zur Einrichtung einer Apotheke nöthigen Bedürfnisse zu entwerfen, ist allerdings ein mühsames beschwerliches Geschäft; aber auch hierzu werden sich Männer finden, die um der guten Sache willen, keine Mühe und Arbeit scheuen! — Auch diese Schwierigkeit wird gehoben werden! — Alle Erfordernisse einer Apotheke der ersten Classe sollen also nach einem mittleren Waarenpreise den Werth von 3000 Thlr. haben. Gesetzt nun, die Waarenpreise steigen — jene zur Einrichtung einer

Apotheke der 1sten Classe nöthigen Sachen kosten einige hundert Thlr. mehr, soll alsdann die Menge dieser Sachen um diesen Werth vermindert werden? — Nein! So wenig, wie man die Menge dieser Sachen vermehren soll, wenn die Waarenpreise fallen. In jenem Falle kommt ja das Plus einem leidenden bedürftigen Bruder zu gut, in diesem Falle, wird der Unglückliche zufrieden seyn, wenn er in den Stand gesetzt wird, sich Brod erwerben zu können. Also in jedem Verhältniß der Waarenpreise lasse man die, nach einem mittlern Preise bestimmte Menge jener Erfordernisse unverändert.

Es ist bey diesem Plan nothwendig einen Rechnungsführer anzustellen, der über Einnahme und Ausgabe jährlich Rechnung ablegt, und dieser muß für seine Bemühung einige Vergütung erhalten. Hier in Hessen existirt schon eine Brandcasse, und dem Rechnungsführer derselben könnte man, mit Bewilligung unsers Durchl. Kurfürsten die Beforgung dieses Geschäftes übertragen. Auch könnten vielleicht die jährlichen Beyträge auf dieselbe Art, und mit den gewöhnlichen Brandsteuern erhoben werden. — Mit Gewisheit dürfen wir von der erhabenen

Den.

Denkungsart unsers Durchl. Kurfürsten erwarten, dass die Erlaubniss dazu ertheilt werden wird.

Die Befoldung des Rechnungsführers (die Directoren dieser Anstalt werden gewiss gern auf Vergeltung ihrer Mühe renonciren) und andre Kosten könnten wol füglich von den Interessen der durch die jährlichen Beyträge gebildeten Capitalien bestritten werden.

Es versteht sich wohl von selbst, dass bey einer wirklichen Errichtung einer solchen Asssekuranz noch Manches näher und genauer bestimmt werden muss. Ich selbst sehe dieses recht gut ein, und betrachte meinen vorgelegten Plan nur als Skizze, als bloßen Entwurf. Jeden, den diese Sache interessirt, fordere ich deshalb auf, meinen Plan einer strengen Prüfung zu unterwerfen, und freuen will ich mich, wenn man mir Einwürfe macht, die diese Sache mehr erhellen, wenn man zweckmäßigere, bessere Vorschläge thut, als die meinigen sind. — Sollte vielleicht Mancher Bedenken tragen, seine Gedanken über diese Angelegenheit dem Publicum vorzulegen, so fordre ich ihn auf, schriftlich seine Einwürfe und Vorschläge entweder Hrn. D. Piepenbring, oder mir mitzutheilen, auch bitte ich jeden Kheffischen Apotheker, der demnächst dieser

Assse-

Asssekuranz beyzutreten wünscht, Hr. D. Pgbg. oder mir eine Nachricht davon zu geben, weil man hierdurch schon eine gewisse Zahl von Mitgliedern weiß, und also um so eher zur Ausführung selbst schreiten kann.

Sehr wäre es zu wünschen, daß dieses bald geschehe, daß besonders diejenigen Apotheker, welche demnächst Theil an dieser Asssekuranz nehmen wollen, bald möglichst dieses bekannt machen. — Was hilft es, wenn man bloß über diese Sache spricht, und nichts thut? — Nochmals fordere ich Jeden, dem diese wichtige Angelegenheit nicht gleichgültig ist, (und wahrlich jeden Menschen, nicht bloß jeden Apotheker muß diese Sache interessiren,) auf, alle Kräfte aufzubieten, um sie der Ausführung näher zu bringen. Wiederholt bitte ich, meine Vorschläge einiger Prüfung zu würdigen, und, durch Bemerkungen darüber, sie mehr aufzuklären, denn nur hierdurch kann diese Sache befördert, und demnächst zur Ausführung vorbereitet werden.

2.

U e b e r

d a s E i n s c h r e i b e n

d e r R e c e p t e ,

i n H i n s i c h t

auf Herrn Hofapotheker Meyers Schrift:

Was fordern die Medicinal-Ordnungen

von den Apothekern?

Von dem Herausgeber des Archivs.

Die Forderungen, welche die Aerzte, zum Theil in den Medicinal-Ordnungen, welche doch gänzlich von ihnen herrühren (doch wohl auf Veranlassung des schlechtern Theils der Apotheker?!), theils in ihren Schriften an die Apotheker machen, sind so vielfach, und von so verschiedener

schiedener Art, daß es Herrn Hofapotheker Meyer in Stettin der Mühe werth schien, sie zusammen zu stellen, um sie mit einem Blicke zu übersehen und beurtheilen zu können, ob ein Mann auch alles das leisten könne, was man von ihm verlangt.

Das zu thun hielt der Herr Hofapotheker für desto nöthiger, indem jetzt selbst Apotheker anfangen auf die schon so sehr belasteten Schultern ihrer Mitbrüder noch einige Bündel auf zu legen, welches sie vermuthlich nicht thun würden, wenn sie die ganze Last ihrer Pflichten genau überdacht und sie auszuüben sich bemühet hätten (Sonderbar! Und Herr Meyer glaubt, der Apotheker habe noch weit mehrere Pflichten auf sich, deren die Medicinal-Ordnungen zum Theil nicht gedenken, und welche seines Erachtens noch wichtiger sind, als die von ihnen erwähnten. Nach Hrn. Meyer soll der Apotheker die Präparate, unter welche Opium kommt, selbst zusammen wägen — aber wenn der Apotheker dies thun soll, so muß er ja wohl die Mittel der Recepte, auf welchen Opium vorgeschrieben steht, auch selbst zusammen wägen? Doch sonderbar! — soll bey Abfassung (besser und

und richtiger, Abwägung!) des Arseniks selbst gegenwärtig seyn etc. und macht er so die belasteten Schultern seiner Mitbrüder noch belasteter und legt selbst ihnen noch mehrere Bündel auf, da er doch am Anfange der Schrift Ursach fand sich dagegen aufzuwerfen. Sollte der Hofapotheker wohl selbst die ganze Last der Apothekerplichten genau überdacht und wohl selbst sie auszuüben sich bemühet haben? Sonderbar!).

Eine der reichsten Forderungen an die Apotheker sey wohl die Lippische Medicinal-Ordnung, daher er diese zuerst durchgeht und aus den übrigen nachträgt, was er in denselben nicht findet. Das was der Hr. Hofapotheker aus der gedachten Medicinal-Ordnung aushebt, ist auf ungefähr eilf Seiten zusammengetragen, und das, worüber er sich vorzüglich in mehrern Bogen aufhält, betrifft das Einschreiben der Recepte. Die übrigens ganz vortrefliche Lippische Medicinal-Ordnung befiehlt nemlich: dafs alle Apotheker, wie die Kaufleute, ein paginirtes Buch unter dem Namen Receptbuch halten sollen, in welches sie alle Recepte nebst dem Namen des Arztes oder des Verschreibers derselben, oder des Bürgen dafür oder dessen, der das Recept gebracht

bracht und die Arznei abgeholt hat, des Kranken und seines Wohnorts, des Datum und den Preis des Rezepts ab- und einschreiben müssen, das Rezept mag bezahlt oder auf Rechnung geschrieben werden; dies Einschreiben soll der Besitzer der Apotheke oder der Provisor thun, und es soll jedes Mal an dem Tage geschehen, wo das Rezept gefertigt worden; für jedes Rezept, welches der Physikus den folgenden Tag entweder gar nicht, oder falsch eingeschrieben findet, soll der Apotheker einen Goldgulden Strafe geben.

Irre ich nicht, so hatte der Herr geheime Rath *Hoffmann* in Aschaffenburg zu dem Einschreiben der Recepte die erste Idee gegeben, — wenigstens war er der Erste, welcher solches durch die Münstersche Medicinal-Ordnung gesetzlich einzuführen suchte, indem er sich davon so vielen Vortheil und Nutzen versprach. Der Hr. geh. R. Hoffmann erhielt Nachfolger, und mehrere Aerzte mit ihm redeten der Sache das Wort.

Indess lebten auch andere Aerzte, die das Einschreiben der Recepte keinesweges für nöthig erachteten. Denn der Herr Hofrath und Leibarzt *Scharf* las mit Mißvergnügen in vielen Re-

Rezenſionen der Lippifchen Medicinal-Ordnung und auch des lippifchen Diſpenſatoriums erſten Theils, lateiniſcher Ausgabe, welchem die dortländiſchen Apothekergeſetze vorgeedruckt ſind, vorzüglich dieſes Geſetz getadelt und als drückend und überflüſſig dargeſtellt. Der Herr Hofrath äußerte ſich in ſeinen Beyträgen zum Archive der mediciniſchen Policey Band 6. zur Antwort darüber alſo: Bedachten die Herrn Recenſenten auch, daß dieſes Geſetz die ſicherſte Controlle für die Treue, Wahrheit und Geſchicklichkeit des Arztes ſey, daß es dazu diene, die Taxmäßigkeit und den Ertrag einer Apotheke, die Ordnung und Treue derſelben zu beurtheilen, den Gang der ärztlichen Praxis zu überſehen, die hülfreichen ärztlichen Recepte auf immer aufzubewahren, und die Quackſalber und ihre Mittel zu entlarven. Ein ſolches Buch iſt das einzige Mittel unmenschliche, oder auch nur nachläſſige Aerzte zur Menſchlichkeit und Aufmerkſamkeit anzuhalten, oft das einzige, wie in Streitigkeiten über Tod und Leben das ärztliche Verfahren ausgemittelt und beurtheilt werden kann, und es giebt auch wichtige Gründe zur Beurtheilung, ob die Apotheker die ihnen vorgeschriebene Ordnung und Geſetze beobachten.

Die

Die Zwecke des Einschreibens der Recepte liegen also klar vor Augen. Aber, ob sie durch das Halten eines Receptbuchs wirklich erreicht werden, und, miteinander erreicht werden können, soll der Gegenstand meiner gegenwärtigen Betrachtung seyn.

Es mögen immer Aerzte geben, die der Treue und Wahrheit zuwider handeln und so verfahren, daß man aus dem, was sie thun, nicht vermag eine Spur von Geschicklichkeit abzunehmen, und also nöthigen Mittel und Wege zu wählen und einzuschlagen, durch die sie gehindert werden Untreue zu begehn, Unwahrheit zu äußern, und ein Heilverfahren einzuschlagen, wo selbst der größte Laye die Art für ungeschickt erklären muß. Aber ich glaube nicht, daß das Receptbuch das Mittel seyn kann, das verhindert, was hier verhindert werden soll. Der Arzt, welcher untreu und wahrheitswidrig handeln will, hat, deucht mich, andere Wege, auf denen er seine Absicht erreichen kann; er kann, wie es mir scheint, untreu und wahrheitswidrig seyn, so viel er will, und dennoch im Buche als ein sehr treuer und wahrheitsvoller Mann erscheinen. Niemand wird sich darin als ein Untreuer darstellen, und wer ver-

vermag denn den Vorhang aufzuziehen, hinter dem er seine Untreue treibt, wenn er sie treibt.

Wohl kann der Gang der Praxis und die Geschicklichkeit aus dem Receptbuche abgesehen werden. Allein, ist was dadurch gewonnen? Die Aerzte, die ihren Beruf kennen und Lust und Neigung haben mit den Beobachtungen, Erfahrungen und Entdeckungen, die fast täglich in der Arzneykunde gemacht werden, bekannt zu seyn, suchen sich damit bekannt zu machen, suchen sich zu vervollkommen, und bestreben sich ihre Kenntnisse zu erweitern, ohne erst durch das Receptbuch des Apothekers dazu aufgefordert und geleitet zu seyn. Die übrigen Aerzte hingegen, die bloß nur eine ärztliche Maschine vorstellen, die nicht lesen, nicht studiren, und sich um nichts bekümmern was neu ist, was im Fache fortgeschritten heißt, nehmen von dem Receptbuche keine Notiz, und — so habe ich seit mehrern Jahren Receptbücher führen sehen und selbst führen lassen, ohne wahrgenommen zu haben, daß das Receptbuch die Veranlassung gewesen wäre, sich zu bestreben, mehrere und bessere Kenntnisse zu erlangen.

Auch

Auch kann wol die Taxmäßigkeit aus dem Receptbuche beurtheilt werden, wenn der Preis der Recepte gleich beygeschrieben und dies pflichtmäßig geschehen ist. Aber, ist dadurch das Publicum, ist, frage ich, dadurch das Gesetz gesichert, welches verbietet mehr zu nehmen, als die Taxe vorgeschrieben enthält? Ich kann jemand für eine vom Arzte verordnete Arzney 16 gr. abnehmen, kostet indess nach der Taxe nur 14 gr., kann diese 14 gr. in das Receptbuch notiren, und der Arzt muß gestehen, ich habe taxmäßig den Preis gesetzt, wo ich bey allem dem dennoch 2 gr. mehr nahm. Dafs diese Untaxmäßigkeit auskommen dürfte, habe ich nicht sonderlich zu fürchten, indem ich so ziemlich gewifs seyn kann, dafs der Herr Doctor nicht hingehet und nachfragt, wie viel von mir bezahlt genommen sey, und wenn dies ja geschehen sollte, was läfst sich nicht alles einwenden, und was lassen sich nicht alle für Entschuldigungen vorbringen!

Der Ertrag einer Apotheke aber läfst sich aus dem Receptbuche nicht allein beurtheilen, indem die Einnahme durch Recepte nicht die einzige Einnahme des Apothekers ist. Wenn daran gelegen ist die Einnahme des Apothekers beurtheilen zu

zu können, so ist es nothwendig auch den Handverkauf zu notiren, und dafs dies geschehen soll, dazu ist kein Gesetz vorhanden. Eben so wenig läfst sich mit Gewifsheit die Ordnung und Treue des Apothekers aus dem Receptbuche abnehmen.

Kann nicht der Apotheker sein Receptbuch mit vieler Ordnung führen? vielleicht weil ihm dies Vergnügen macht, und es etwas ist, was auf dem Stuhle geschehen kann; sein ganzes übriges Wesen aber, das mehr Arbeit und Mühe macht, kann dennoch in der größten Unordnung seyn, und kann er substituiren, verfälschen, so viel es ihm beliebt. Wie will man dies, wenn es geschieht, aus dem Receptbuche entdecken?!

Gewifs werden die ärztlichen Recepte, welche hülfreich waren, durch das Einschreiben in ein Buch für immer aufbewahrt. Kann aber damit dem Apotheker gedient seyn, die ärztlichen hülfreichen Recepte und zwar auf seine Kosten aufbewahrt zu sehen? Will der Arzt die hülfreichen Recepte aufbewahrt wissen, so liegt darin allein Nutzen für ihn und seine Kunst, und will er diesen Nutzen genießen, so ist es billig,
dafs

dafs er die Recepte, welche er als hülfreich kennen lernte, auch auf seine Kosten selbst aufbewahre, selbst aufzeichne, wie ich das bey mehreren berühmten Aerzten gesehen habe. Der Apotheker ist ja, nach meinem Begriffe von seiner Kunst, nicht Diener, nicht Schreiber des Arztes, und — die hülfreichen Recepte braucht er nicht zu kennen, weil er ja nicht kuriren soll, wenn er gleich, wie man wohl solche, nicht seltene, Fälle hat, dazu fähiger ist, als der von der Medicinal-Obrigkeit angestellte Arzt.

Die Quackfalber und ihre Mittel können durch das Einschreiben der Recepte sehr wohl entlarvt werden, wenn gethan wird, was der Apotheker zu thun schuldig seyn soll. Aber, der Apotheker hütet sich die Recepte der Quackfalber einzutragen, weil es ihm Nachtheil bringen kann. Der Quackfalber könnte angeklagt werden und würde er durch das Receptbuch überwiesen, so würde er sich hüten, in die nämliche Apotheke wieder zu gehen und den Herrn derselben wieder in Nahrung zu setzen. Würde er sich indess genöthigt sehen, seine Arzneyen aus der nämlichen Apotheke nach wie vor zu nehmen, weil sie vielleicht die einzige im Orte und in der Gegend ist: so würde

würde er sie sich nun durch blosses Fordern verschaffen, und — es ist so nicht möglich Leute zu ertappen, die sichs erdreisten mit einem Geschäfte einzulassen, wozu sie nicht geschaffen sind. Dafs der Apotheker es mit allen hält, die ihn in Nahrung setzen, versteht sich, und als Kaufmann mufs er das, weil er von dem Handel mit Arzneyen leben mufs, und ihm weder Collegium Medicum, noch Phylicus, noch sonst jemand was gibt, wenn er Noth leidet und bedürftig ist. Ich mache seit mehrern Jahren die Bemerkung, es geht alles seinen Gang.

Das Receptbuch ist gewifs nicht das einzige Mittel unmenschliche, oder auch nur nachlässige Aerzte, zur Menschlichkeit und Aufmerksamkeit anzuhalten, gewifs nicht das einzige, wie in Streitigkeiten über Tod und Leben das ärztliche Verfahren ausgemittelt werden kann, sondern gewifs gibt es noch ein anderes, ein sichereres, das ohne Mühe, Last und Kosten des Apothekers zum Ziele führt. Ob die Apotheker die ihnen vorgeschriebene Ordnung und Gesetze beobachten, das kann auch ausser dem Receptbuche beurtheilt werden; sie geben dazu so häufige Gelegenheit, dafs ich nicht glaube, es sey noch ein

besonderes Buch erforderlich, um dadurch die Befolg- und Nichtbefolgsamkeit derselben zu erforschen.

So weit meine Betrachtungen über die Zwecke, welche durch das Einschreiben der Recepte erreicht werden sollen, die aber nicht erreicht werden, zum Theil auch nicht erreicht werden können. Bekanntlich war ich selbst für das Recepteinschreiben eingenommen, und ich habe es noch vertheidigt, seitdem Herrn Hofapothekers *Meyers* inhumane Schrift, mit über diesen Gegenstand, schon erschienen war. Ich habe aber bey ruhiger, über das Receptbuchhalten angestellter Prüfung, von meiner Meynung abgehen müssen, indem ich gar nicht den grossen Werth habe kennen lernen können, den mehrere Aerzte darauf setzten, auch ich bey aller weitem Bemühung keinen wirklichen Nutzen, der das Recepteinschreiben fernerhin erheischte, weiter aufzufinden im Stande war. Den einzigen Nutzen, welchen das Recepteinschreiben haben könnte, wäre etwa dieser: es können nemlich Recepte verloren gehen, deren Werth man zu kennen wünscht, und wo einem das Receptbuch, wenn eins da ist, in den Stand setzt nachzusehen, um wieder zu wissen, wie viel das werth war was ver-

verloren ging. Allein dieser Nutzen scheint zu unbedeutend zu seyn, als dafs man geneigt seyn könnte, ein paar Recepte wegen, die vielleicht im ganzen Jahre verloren gehen und wol nur einige wenige Ggr. werth seyn mögen, Jahr ein Jahr aus täglich die Recepte einzuschreiben, und dadurch einen Aufwand von weit mehreren Ggr. zu befördern.

Fast in allen Apotheken ist es Observanz, dafs jeder, wer die Arzneyen gleich bezahlt, auch die Recepte gleich, wer sie aber auf Borg nimmt, erst alsdann, wenn er die Rechnung bezahlt, zurück erhält, wie eben so viele Quittungen, als er Recepte in die Apotheke schickte. Der Nutzen, welchen sich jeder dabey denkt, soll seyn, dafs der Apotheker die Recepte nicht noch ein Mal bezahlt verlangen kann, wenn er sie zurück gegeben hat. Manche glauben auch, die Recepte gehören ohnehin ihre, indem sie den Arzt bezahlt hätten und also sie sie wieder zurück haben müßten, würden sie auch nur zu einem gewissen Behufe gebraucht. Das ist aber nicht so. Der Arzt nimmt nur die Mühe seines Nachdenkens bezahlt, nicht aber das Papier, auf welches er verordnet. Dies gehört mit zu den Materialien, die der Arzt

bedarf, um den Apotheker abwesend zu sagen, daß er das und das für den und den Kranken bereiten lassen soll. Dieser hat an den beschriebenen breiten Papierstreifen eben so wenig Anspruch zu machen, als er an den schmalen Papierstreifen Anspruch zu machen hat, der dem Schneider zum Maasnehmen dient und hier und dort durch verschiedene Einschnitte zur Nachricht seiner Gefellen bezeichnet wird, damit diese wissen, wie breit und lang sie den einen und andern Theil zum bestellten Kleide zu schneiden haben.

Der Apotheker kann also, wenn er will, auch die bezahlten Recepte zurück behalten, und der Genesene, oder Hinterlassene, kann damit zufrieden seyn, wenn er die Arzney-Rechnung quittirt bekommt. Mehr kann er nicht mit Recht fordern, mehr braucht er nicht, um gesichert zu seyn, daß er die bezahlte Rechnung nicht noch ein Mal zu bezahlen hat. Noch mehr! Der Apotheker sollte sogar durch ein Gesetz angewiesen seyn, durchaus niemanden ein Recept zurück zu geben, weil ja durch das Zurückgeben der Recepte der Quackfalberey unleugbar Vorschub gethan wird.

Ist ein Recept in einer Krankheit besonders wohl bekommen, so wird es aufgehoben, und wenn jemand im Nachbarshaufe eine ähnliche Krankheit zu haben scheint, so wird gerathen, Arzney nach jenem Recepte machen zu lassen, und sie zu nehmen. Bekommt sie hier wieder gut, alsdenn wird schon das Recept zum Familien-, ja endlich bis zum Stadt-Recepte erhoben — ohne zu bedenken, daß die Krankheiten von einander abweichen und also auch zur Heilung derselben andere Mittel erfordern; bekommt die Arzney nicht, so ist's möglich die Krankheit zu verschlimmern und wol gar den Tod herbey zu führen.

Werden alle in die Apotheke gebrachte Recepte ohne Unterschied zurück behalten und sorgfältig aufbewahrt, und — befehlen die medicinal Collegien, daß dies geschehen soll: so ist bey entstehender Beschwerde, daß der Apotheker die Recepte nicht zurückhändigen will, geschützt, und zugleich jeder Zweck erreicht, den man durch das Receptbuchhalten zu erreichen glaubt. Denn mit mehr Sicherheit können die Recepte selbst zur Controlle für die Treue, Wahrheit und Geschicklichkeit dienen; aus den Original-Re-

pten

pten selbst kann man den Gang der ärztlichen Praxis noch besser übersehen; die hülfreichen ärztlichen Recepte werden so im Originale aufbewahrt; die Original Recepte selbst sind ein sicheres Mittel unmenschliche, oder auch nur nachlässige Aerzte zur Menschlichkeit und Aufmerksamkeit anzuhalten, in Streitigkeiten über Tod und Leben das ärztliche Verfahren auszumitteln, und — das Einschreiben derselben in das dazu bestimmte Buch, kann und darf ganz wohl unterbleiben, indem gar nichts dadurch gewonnen wird, vielmehr die Apotheker durch diesen Dieb der Zeit und des Geldes in einen Schaden versetzt werden, den sie sich nicht wieder ersetzen können.

Oft verstreichen Jahre, ehe das Receptbuch ein Mal in Frage kommt, und wundern muß man sich, wie man sagen konnte, daß, wenn ja etwas von wahren und ausgedehntem Nutzen in der Medicinal-Ordnung enthalten sey, so wäre es dies Buch, und es habe so eine große Beziehung auf das Ganze, daß die Aufhebung dieses Buchs wahrscheinlich die Aufhebung der ganzen Verordnung, und diese folglich auch die Aufhebung des ganzen Collegii Medici, obgleich nicht so ganz sichtbarer Weise, nach sich ziehen würde.

Wahr

Wahr ist es, was der Herr Hofapotheker *Meyer* über das Receptbuchhalten in der gedachten Schrift geäußert hat, hätte er nur die Sache mit Anstand und Würde behandelt. Wie höchst ungezogen ist es aber, gegen Männer wie *Hoffmann*, *Frank* und *Scharf*, die mehr und würdiger, als er, sind, mit solchen faden und leichten, oft mit Haaren herbeygerissenem Witz zu Felde zu ziehen, an Statt er ihnen alle Achtung schuldig war und sie mit aller Achtung hätte behandeln sollen. Was fordern die Medicinal-Ordnungen von den Apothekern, konnte eine Schrift seyn, die Herrn *Meyer* Ehre machte, an Statt sie nun ihm und seinem Alter Schande macht, indem er den Verdacht auf sich ladet, die Materialien seines Buches, über die er schreiben wollte, habe er nur als Mittel gewählt, um Gelegenheit zu haben, jene und andere Männer, die ihm doch schwerlich jemals etwas zu leide thaten, auf die undelicateste Weise bloß zu stellen und dem Gelächter des medicinischen und pharmaceutischen Pöbels preis zu geben, wegen eines Gesetzes, auf das sie einen Werth legten, das diesen aber nach ihm nicht haben soll und ihn auch nach mir nicht wirklich hat.

Was der Herr Hofapotheker von mir sagt und hart und bitter mich treffen soll, das übergehe ich mit Verachtung. Das Geschwätz des Hrn Meyers ist das Geschwätz eines stolzen Apothekers, der in seinem Zorn nicht bedachte, daß die die Apotheker betreffenden Gesetze nicht seiner bessern, sondern seiner schlechtern Kollegen willen gegeben sind, und daß bescheidenes Zurechtweisen bey weitem wirkfamer und früher zum Ziele führt, als alles Toben, und albernes Gerede von Kindern des Lichts, von Thurm herabsehen u. dgl. mehr. Die Verbesserungen, welche ich bey meinem Buche angebracht haben soll, sind, seines Erachtens nach, eine wahre Ballhorniade, und Hr. Meyer bedachte in seinem heftigen Unwillen nicht, daß diese Rubriken die Rubriken des würdigen Franks sind, mithin die von ihm so genannte Ballhorniade nicht auf mich fallen konnte.

Das Gewäfche, womit sich der Herr Hofapotheker über das, was ich am bewußten Orte von meiner Taxe sagte, lustig macht, ist das Gewäfche eines Mannes, der keinen Anstand nahm, sich in die Classe der alten Weiber zu versetzen. Wenn übrigens der Hr. Hofapotheker meine Taxe, die er

das

das Meisterstück nennt, noch zu sehen[wünscht, auch er meine Grundsätze, wornach ich meine Taxe verfertigte, noch zu wissen wünscht: so wird er wohl thun, sich zu mir zu verfügen, wo er denn von mir das mündlich erfahren kann, was schriftlich vielleicht sich nicht so sagen läßt. Und da die ganze Raiffonnirerey in Herrn M. Schrift auf Hrn. Meyers moralischen Charakter kein günstiges Licht wirft, so habe ich in der Zeit, wo ich auf den Charakter meiner Schüler wirke, wohl gute Gelegenheit auch auf den, dem Anscheine nach, bösen Charakter des Herrn Hofapothekers zu wirken, und es würde mir Freude machen, wenn ich ihn besserte.

N a c h s c h r i f t.

Gründe fordern mich auf, der hierländischen Leser willen, noch ausdrücklich anzumerken, daß ich im Obigen nur meine Meynung vorgetragen habe. Dafs Gesetz unserer Medicinal-Ordnung will, daß die hierländischen Apotheker alle Recepte, welche verfertigt werden, in das Receptbuch eintragen sollen. Wer unter den Gesetzen lebt, ist schuldig zu befolgen, was da verordnet steht, und niemand ist befugt, von seiner
ab-

abweichenden Meynung Gebrauch zu machen. Ich halte also selbst noch darauf, daß die Recepte in der hiesigen Apotheke eingeschrieben werden, bis hoffentlich das Gesetz zurückgenommen wird, durch welches das paginirte Receptbuch halten befohlen ist,

3.

**Darstellung
der Versuche
mit Volta's Säule
an Taubstummen und Harthörigen.**

Von

Fr. Wilh. Flashoff.

Königl. Preuss. Hofapotheker in Essen an der Ruhr.

Die Electricität, die Galvani durch einen ganz besondern Zufall auf Veranlassung seiner Gattin entdeckte, welche die erste Erscheinung aus dem Schenkel eines präparirten Frosches beob-

bachtete, wurde von demselben im Anfange thierische Electricität genannt; denn er und andere Physiker sahen sie Anfangs als etwas an, was durch eine eigene, den animalischen Theilen anhängende, Electricität hervorgebracht werde. Galvani war zwar als Physiker der erste, der die convulsivischen Zuckungen des Frosches bemerkte; jedoch beobachteten schon früher Sulzer, und nach ihm andere, ähnliche Erscheinungen, wenn sie heterogene Metalle auf leidenden Theilen mit einander in Berührung brachten. Sulzer bemerkte zuerst, wenn er die Zunge mittelst Bley und Silber, mit einander verbunden, berührte, einen eigenen, nach seiner Aussage eisenvitriolartigen Geschmack; daraus folgerte dieser Gelehrte schon damals, daß durch die Vereinigung dieser Metalle in einem von beyden, oder in beyden zugleich, eine zitternde Bewegung in ihren Theilchen hervorgebracht würde, und daß diese zitternde Bewegung nothwendig die Nerven der Zunge rege machen müßte, wodurch oben erwähnter Geschmack entstünde. — Indefs wurde die Sache, die jetzt in verschiedener Hinsicht Epoche macht, nicht weiter untersucht und nachgeforcht, bis endlich Galvani durch Zufall wieder auf dieses Phänomen geleitet

tet

tet wurde. Galvani starb den 4ten Dec. 1798 im 6oten Jahre seines Alters, zu früh für die Wissenschaft, denn ihm gelang es nicht, eine Säule in arithmetischer Progression zu erbauen. Dieses war dem scharfsinnigen Volta vorbehalten, der auch zugleich bewies, dafs durch die wechselseitige Berührung zweyer verschiedenartiger Metallflächen Electricität hervorgebracht würde *) die nach seiner Meynung mit der schon bekannten Electricität ganz identisch seyn soll. Die

*) Schon im Anfange, wie ich mit Volta's Säule experimentirte, glaubte ich hier eine Decomposition des Wassers zu finden. Denn ohne diese findet keine bemerkbare Wirkung Statt, und hätte man auch eine Säule von 1000 Schichten. Ich machte meine Meynung hierüber, schon vor einiger Zeit durch die Zeitung für Naturforscher, welche zu Wesel herausgegeben wird, bekannt. Ich fand indess nur wenige, die jene analoge Wirkung vermutheten, die mir wenigstens nach meiner Idee sehr richtig zu seyn schien. Dieses ganz apodiktisch öffentlich behaupten zu wollen, wäre von mir unbesonnen gewesen, und ich überlasse dieses Männern von grösserer Einsicht. Ich glaube jedoch nicht ganz zu irren, wenn ich mir schmeichle, meine Idee dieserwegen in der Folge be-

Die merkwürdigen Versuche dieses grossen Mannes erregten allgemeine Aufmerksamkeit: man wandte sie an, um den verlornen Reiz der Nerven wieder herzustellen; man suchte besonders Taubgeborenen und Harthörigen das Gehör zu geben, und dadurch dieses Leiden der Menschheit zu erleichtern. Es wurde von mehreren gerühmt, daß diese Versuche mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. Auch meine Neigung, den geheimen Kräften der Natur nachzuforschen, ward hierin rege gemacht. Ich suchte mir Volta's Säule zu verschaffen; ich brauchte sie zum Theil zu meinem Vergnügen in chemischer Hinsicht, theils stellte ich damit Versuche bey einigen Taubstummen an. Allein diese Versuche, die ich einen Monat hindurch an zwey einheimischen Taubstummen nach der, in Schriften vorgefundenen, Methode anstellte, blieben ohne merklichen Erfolg.

In verschiedenen öffentlichen Blättern las ich nun von den glücklichen Curen des Herrn Apothethe-

wahrheitet zu sehen, wenigstens scheint sie mir noch mehr begründet zu seyn, wie die des scharfsinnigen Volta.

thecker Sprengers in Jever, die er durch Galvanisiren an Taubstummen und Harthörigen zuwege gebracht hatte. Voll Verlangen, solchen Unglücklichen, deren einige sich in unsern Ringmauern befinden, und andern, die nicht weit entfernt von uns wohnen, zu helfen, erbot ich mich, an diesen die galvanischen Versuche nach Herrn Sprengers Methode, die mir von diesem Freunde gütigst war mitgetheilt worden, unentgeltlich anzustellen. Ich liefs es mir jetzt angelegen seyn, Herrn Sprengers Vorschrift genau zu befolgen. Die Erbauung der Säule, das Nässen der Tuchscheiben, die Salzauflösung, worin zwar die Menge des Salzes mit der des Wassers in keinem Verhältnifs stand; alles sage ich, wurde von mir genau befolgt, als ich bey dem ersten Leidenden, einem jungen Mann aus hiesiger Stadt, der etwa 30 Jahre alt war, die Versuche täglich anstellte. Dieser wurde nun nach Vorschrift galvanisirt; schon in den ersten Tagen hörte er das Schlagen auf eine Schachtel oder ein Bret; mit dem 8ten Tage die Schläge auf eine Trommel; die folgenden 8 Tage besserte er sich nicht weiter. Er war nicht im Stande die Menschenstimme, war sie auch noch so laut, zu vernehmen. Ich harrete vergebens auf diese Erscheinung, die
übri-

übrigen noch hinzugesetzten 14 Tage. Man glaubte zwar zuweilen in den letzten Tagen, er höre etwas besser, wenn man ihn aufmerksam machte; indess waren dieses doch nur bloße Täuschungen. Dieser Taubstumme, verdrüsslich, daß das Galvanisiren so lange währte, ohne weitere Besserung zu erlangen, verfolgte den Gebrauch, ungeachtet alles Zuredens von mir, nicht weiter. Schon über 3 Monate ist er jetzt nicht galvanisirt worden; sein Zustand ist der nämliche, wie er früher vor dem Galvanisiren war. In dieser Zwischenzeit kamen zwey Mädchen von Werden an der Ruhr, etwa zwey Stunden von Essen, zu mir, um Heilung zu suchen. Es waren Schwestern, beyde, nach der Aussage der Mutter, taub und stumm geboren. Die ältere war beynahe ganz taub und stumm; die jüngere, 19 Jahre alt, hatte, seit ihrem 14ten Jahre, etwas Gehör- und Sprachfähigkeit erhalten, so daß sie verschiedenes in nicht zu weiter Entfernung hörte, auch etwas sprechen konnte. Diese wurde 3 Wochen galvanisirt; ihr Gehör wurde in dieser Zeit stärker, und in den letzten Tagen bemerkte sie einen Schall in einer solchen Entfernung, worin sie selbigen vor dem Galvanisiren nicht bemerken konnte. Sie hörte das Hahnengeschrey in einiger

Ent-

Entfernung, das Geläute der Glocken und dergleichen mehr, welches sie, da sie nicht wußte, was dieses war, früher nicht hatte hören können. Sie freuete sich Anfangs sehr darüber, und jedes Mal, wenn sie dieses hörte, gab sie Andern diese Freude durch Zeichen zu erkennen. Durch einiges Zurechtweisen hatte ich es dahin gebracht, daß dieses Mädchen, wenn sie ganz oben im Hause war und auf die unterste Treppe mit einem Stück Holz oder Eisen eben nicht ganz stark geklopft wurde, jedes Mal, indem sie wußte, daß man sie dadurch herab rief, gleich froh herunter eilte; auch fing sie an, verschiedene Worte, die ihr hinter ihrem Rücken vorgesagt wurden, ziemlich deutlich nachzusprechen. Die ältere, welche 24 Jahre alt war, und nichts als ein paar Worte undeutlich sprechen, auch nur ein sehr starkes Schlagen auf ein Bret vernehmen konnte, wurde ebenfalls in dieser Zeit galvanisirt. In den ersten 14 Tagen besserte sich ihr Gehör sehr wenig; mit dem 16ten Tage zeigte sich doch etwas mehr Gehörfähigkeit, und in den folgenden Tagen hörte sie wirklich die menschliche Stimme, wenn selbige nicht zu weit hinter ihrem Rücken entfernt, sich deutlich hören liefs. — Auf diese Weise hörte sie ebenfalls das Flötenspielen und an-

andere Gegenstände mehr; in der Folge bis zum 24ten Tage sprach sie einige Worte, die man ihr ziemlich laut vorlagte, nach. Mit verschiedenen Freunden machte ich sie mit Gegenständen, die sie täglich um sich hatte, bekannt; sie kannte alles dem Gebrauche nach, welches sie recht gut durch ihr Zeigen zu verstehen gab; nennen aber konnte sie von allem diesem nichts. Durch viele angewandte Mühe brachten wir sie so weit, daß sie Brod, Butter, Tisch und andere Gegenstände mehr, wenn man ihr selbige vorwies, gleich durch eine ziemlich reine Aussprache nennen konnte. Die jüngere Schwester, die sich zu Werden mit Baumwollenspinnen ernährte, ja so viel verdiente, daß sie ihrer alten Mutter noch etwas vom Verdienste zufließen lassen konnte, die aber hier, da sie keine andre Arbeit verstund, täglich bey einem Wirthe Kostgeld zahlen mußte, ging jetzt auf dringendes Erfuchen der Mutter, nachdem sie 3 Wochen war galvanisirt worden, nach Hause.

Die ältere Schwester, die ihre Kost durch gutes Nähen verdiente, blieb noch einige Wochen hier. Von 24ten Tage an galvanisirte ich selbige noch täglich 14 Tage hindurch, ohne weitere

Fortschritte für ein besseres Gehör zu bemerken; sie brachte es lange nicht so weit, wie ihre Schwester, wurde des Galvanisirens überdrüssig und verließ den fernern Gebrauch. Indefs blieb sie noch einige Zeit bey einigen hiesigen Freunden zum Nähen, da ich sie noch in den letzten 2 Wochen täglich eine Stunde bey einem hiesigen Schullehrer in Unterricht gab, der sie auch, doch mit Mühe, so weit brachte, daß sie verschiedene Buchstaben erkannte, und meistens alle ziemlich deutlich aussprach. Dieses wäre nun weiter fortgesetzt worden, wenn die Mutter nicht auch ihre Rückkehr dringend verlangt hätte. Doch wurde in den letztern Tagen ihres Hierseyns, die Bemerkung gemacht, daß das Gehör sich wieder etwas bey ihr verloren hätte. Sie ging also wieder nach ihrem Wohnorte zurück; die Mutter, welche eine plötzliche Wunderkur geträumt hatte, wunderte sich sehr, daß ihre Tochter so lange entfernt gewesen und doch beynahe eben so taub und stumm, als sie sie weggeschickt hätte, wieder nach Hause gekommen sey. Eben diese Verwunderung hatte sie schon bey der frühern Zurückkunft der jüngsten Tochter geäußert, die doch sicher ein besseres Gehör während der Cur erhalten hatte. Es wurden jetzt keine ge-
hö-

hörige Versuche im Hause angestellt, ob sich das Gehör wirklich gebessert hätte oder nicht; genug, die Mutter, als eine Frau von gemeinem Schlage, behauptete nur, ihre Töchter könnten beyde noch wenig hören, und nicht sprechen, was sie doch sicher vermuthet hätte. Zu dieser gesellten sich noch Andere, von deren Einsichten man sich wirklich mehr sollte versprochen haben. Alle stimmten der Mutter bey, ohne über die Sache gehörig nachzudenken, und ohne sich zu überzeugen, daß die Sprache erst durch gehörigen Unterricht, und ein stärkeres Gehör durch fortgesetzten Gebrauch des Galvanisirens vielleicht zu erreichen sey. Meine gehabte Mühe, mein Eifer, diesen Unglücklichen selbst mit Aufopferung eigener Kosten gerne, so viel als möglich, zu helfen, wurde, wie es meistens zu geschehen pflegt, mit Undank belohnt. Die beyden Mädchen, besonders die jüngste, bleiben wahrscheinlich in der nämlichen Lage, worin sie früher waren, wenn nicht Menschenfreunde für ihren Unterricht und den noch fortzusetzenden Gebrauch des Galvanisirens Sorge tragen. Wirklich fanden sich auch einige Gutdenkende, Dank den Edlen! — die sich bemüheten, nicht nur die Gehörfähigkeit dieser Mädchen, von deren Bese-

rung, besonders der jüngern, sie mir Nachricht ertheilten, zu untersuchen; sondern die auch Sorge tragen wollten, daß wenigstens diese, täglich eine Stunde im Buchstabiren unterrichtet würde. Seit dieser Zeit höre ich nichts weiter von diesen Unglücklichen; doch hoffentlich werden jene Edlen aus Menschenliebe ihr Versprechen erfüllen. Schon bey diesen Mädchen und auch in der Folge nahm ich eine andere Proportion von Salz gegen das Wasser, als Herr Sprenger empfohlen hatte. Ich lösete jedes Mal so viel Salz in einer hinreichenden Menge Wassers auf, als letzteres vom erltern aufzunehmen im Stande war; auch liefs ich die Tuchscheiben nur so lange in dieser Auflösung, bis sie völlig durchnässt waren. Die Säule wirkte immer gut, besonders den ersten Tag; auch ging es den 2ten Tag noch so ziemlich; den dritten Tag war die Wirkung der Säule in Ansehung der vorhergehenden Tage sehr geschwächt. Um nun eine gleiche Wirkung zu erhalten, erbaute ich täglich eine neue Säule. Ich bemerkte auch bey Herrn Sprengers Methode, daß die Zinkplatten durch das oft in kleinen Stückchen an den Tuchscheiben fest hängende Salz, nachdem die Säule drey Tage geschichtet stand, sehr corrodirt waren.

Zur

Zur nämlichen Zeit nahm ich den sechsjährigen taubstummen Sohn eines Edelmanns aus der Graffschaft Mark zu mir ins Haus. Der Vater, ein würdiger und sehr geschätzter Mann, ersuchte mich, die galvanischen Versuche bey ihm anzustellen. Dieses geschah nun täglich zwey oder drey Mal; ich unternahm die Versuche die ersten Tage mit 10 Plattenpaaren, und stieg bis zur 10ten Woche nach und nach bis 36 auf. Diese 10 Wochen aber wurde das Kind nicht täglich jedes Mal, so lange es seyn mußte, galvanisirt, weil dies sein jugendliches und munteres Wesen nicht zuließ; auch brachte es wol einen Tag bey seiner Frau Tante auf dem Lande zu. In dieser Zeit bemerkte man jedoch Besserung seines Gehörs; verschiedene Töne, als das Spielen auf einer Geige und Flöte, das Aneinanderstoßen zweyer Metallstücke und dgl. mehr war es stets im Stande zu vernehmen; auch vernahm es in der letzten Woche die menschliche Stimme, wovon sich verschiedene Freunde bey mir überzeugten. — Doch geschah dieses nur, wenn man diesen Knaben vorher aufmerksam machte; er war dann im Stande, Worte, die er in diesem Augenblicke hinter sich hörte, von andern, die ihm darauf vorgesagt wurden, deutlich

lich durch Zeichen zu unterscheiden; auf diese Art sagte er auch das ihm bekannte Wort Papa nach. Gern hätte ich ihn länger bey mir behalten, wenn nicht verschiedene Umstände dieses verhindert hätten. Der Vater hatte sich selbst schon früher eine Voltaische Säule angeschafft, und nahm jetzt seinen Sohn wieder nach Hause, wo er noch täglich nach angewiesener Methode galvanisirt wird. Hoffentlich werden unsere Bemühungen bey diesem muntern und klugen Knaben nicht fruchtlos bleiben. Der Vater schrieb mir vor einigen Wochen, daß er sich noch wirklich bessere.

Unter den verschiedenen Harthörigen, die ich zu behandeln hatte, besserten sich einige ziemlich gut. Unter andern sah ich wirklich schnelle Besserung an einem Landmanne aus der Grafschaft Mark; dieser war seit 18 Jahren mit dem linken Ohre ganz taub, und seit dieser Zeit hatte sich sein Geruch gänzlich verloren. Die Ursache wußte er nicht recht anzugeben. Das kranke Ohr war stets blaß und kalt, sah aus wie abgestorben, und aus dem äußern Gehörgange floß die meiste Zeit eine übelriechende Jauche. Seine Umstände erlaubten es nicht, stets hier zu bleiben;
er

er kam daher wöchentlich zwey Mal herüber, um die galvanische Wirkung an seinem kranken Ohre zu versuchen. Wie er zum vierten Male wieder kam, war er sehr erfreut, indem er mir gleich beym Eintritte ins Haus versicherte, daß er seinen Geruch wieder erhalten habe, auch besser hören könnte. Ich untersuchte, ehe ich die galvanische Cur bey ihm anfang, sein Gehör vermittelst einer Taschenuhr, deren Schlagen er nahe am kranken Ohre, wenn ihm das gesunde fest zugestopft wurde, nicht hören konnte; auch war er nicht fähig, die menschliche Stimme mit dem kranken Ohre zu vernehmen. Er war jetzt im Stande, das Schlagen der Uhr, drey Zoll von diesem Ohr entfernt, zu hören. Er kam noch einige Zeit wöchentlich ein oder zwey Mal; sein Gehör wurde immer stärker, so daß er zuletzt bis 12 Zoll vom Ohre entfernt das Schlagen der Uhr vernahm, auch alles, was gesprochen wurde, mit dem kranken Ohre wieder deutlich hören konnte. Die übelriechende Jauche wollte sich jedoch nicht gänzlich verlieren; das kranke Ohr erhielt aber während dem galvanischen Gebrauch mehr Röthe und Wärme. Nachher kam dieser Mann noch oft dankend zu mir; noch kürzlich versicherte er mir, daß sich alles recht

gut

gut halte, und sein Geruch eben so gut sey, als vor 8 Jahren. Bis hierher waren dies die meisten Versuche, die ich in dieser Hinsicht gemacht habe, zu welchen ich auch jetzt mein Resultat hinzufüge. Bey aller angewandten Mühe sah ich die schnelle Besserung bey meinen Taubstummen nicht, die Andere wollten bemerkt haben. Bey keinem stellte sich in dieser Zeit ein Gehör ein, was man in etwas fein oder stark nennen könnte. Ich will jedoch nicht widerstreiten, daß dieses bey dem Einen oder Andern der Fall seyn kann, und daß dieses auch bey andern Individuen, wo die Besserung langsam von Statten geht, erfolgen könnte, wenn diese den Gebrauch der galvanischen Electricität fortsetzen. Hier entsteht jedoch die Frage, wer soll bey langsamer Cur die aufgehenden Kosten bezahlen?

Einen grossen Theil der Gehörkranken drückt Armuth; daher sind die wenigsten im Stande, das aufgehende Kostgeld während ihres zur Cur nöthigen Aufenthaltes an einem fremden Orte zu entrichten. Sie müssen daher den für sie für die Folge vielleicht heilsam seyn könnenden Gebrauch zu frühzeitig aufgeben. — Es wäre aus dieser Ursach zu wünschen, daß Institute für fol-

solche arme Unglückliche errichtet würden, wo die dazu aufgehenden Kosten durch die Fürsorge einer edeldenkenden Regierung bestritten würden. In einem solchen Institute könnten nun gehörige Beobachtungen über die Besserung des Gehörs durch geschickte Aerzte angestellt werden. Alsdann würde man sich durch die ausgebreitetere Erfahrung bey lang anhaltendem Gebrauche sicher und gründlich bald überzeugen können: ob die Wirkungen der galvanischen Electricität in der That den wohlthätigen Einfluß haben, den man sich davon verspricht, daß sie nemlich das Gehör radical herstellten, oder ob es nur immer eine Palliativkur sey, wo zwar die Gehörnerven durch den galvanischen Reiz einige Zeit in Thätigkeit versetzt werden, ohne jedoch hinreichende Stärke zu erhalten, diese Thätigkeit in der Folge fortzusetzen. Zwar kann ich hierin nichts entscheiden, jedoch schien mir letzteres bey verschiedenen Gehörkranken, die ich zu behandeln hatte, wirklich der Fall zu seyn. Vorzüglich muß man auch hierbey die Zeit abwarten, wie der Zustand der wirklich gebesserten Gehörkranken in der Folge beschaffen seyn wird, ob sie nicht das nämliche Schicksal der übrigen haben werden, die bald wieder in ihren ersten traurigen Zustand zurück-

rückkehrten. Es wäre zu wünschen, daß auch diese Erfindung zur höhern Vollkommenheit gebracht würde, damit auch hierdurch das Leiden der Menschheit gelindert werde! —

Sollte indess die galvanische Electricität in der Zukunft den erwünschten Erfolg in dieser Hinsicht nicht darbieten, den man sich früher davon versprach, so wird doch jedem Physiker und Chemiker Volta's Name unvergeßlich bleiben, und die späte Nachwelt wird ihm noch den Tribut für seine Erfindung dankbar zollen, indem er eine Säule bauen lehrte, die einen ununterbrochenen Strom der Electricität hervorbringt! —

Zusatz v. d. Herausgeber des Archivs.

Von dem vorstehenden Aufsatze hatte der Herr Verfasser ungefähr zwanzig Exemplare für seine Freunde drucken lassen. Eines davon hatte er die Güte mir zu senden, begleitet mit dem Wunsche, daß ich solches der mehrern Publicität willen in meinem Archive wieder abdrucken lassen möchte. Diesen Wunsch habe ich um so mehr zu erfüllen gesucht, als meine gütigen Leser über die Treue, mit welcher der Hr. Hofap.

F.

F, seine Erfahrungen mitgetheilt hat, sich gewiß mit mir freuen werden.

Was mir in der Darstellung der obigen Versuche besonders aufgefallen, ist: die Versicherung des oben gedachten Edelmanns aus der Grafschaft Mark, welcher Hrn. Hofap. F. schrieb, daß der taubstumme Sohn sich wirklich noch bessere — späterhin aber in einem andern Briefe sagte: „Wir haben wegen häufig sich einstellenden Zahnschmerzen das Galvanisiren des Kleinen einstellen müssen. Leider! hat sich darauf die bemerkte Wirkung ganz wieder verloren und dies benimmt uns den Muth etc.“ Die vorhin erwähnte ältere Schwester verlor auch wieder etwas ihr Gehör, und ich befürchte, sie hat das Schicksal des sechsjährigen Edelknabens gehabt. Hr. Prof. Wolke stellt in seiner Nachricht von den zu Jever durch die Galvani-Voltaische Gehörgebekunst beglückten Taubstummen S. 111. zwey Beispiele von zwey seit ihrer Geburt taubstummen Töchtern von 11 und 18 Jahren auf, die Herr Sprenger galvanisirte, und wovon Hr. Prof. Wolke in der angezogenen Schrift erzählt: Hr. Sprenger habe dem Vater schon nach der vierten, 8 Minuten langen, Voltaisation die unaussprech-

Ungesprechliche Freude erregt, daß seine geliebten wohlgewachsenen und sehr artigen Töchter hören könnten — wogegen indess der Vater dieser beyden Töchter im Reichs - Anzeiger 1803 Nr. 313. protestirt und behauptet: daß sie völlig so taubstumm geblieben seyen, als sie vor der Reise nach Jever gewesen wären, und sie geben ihnen, den beyden Aeltern, leider! mehrmals zu erkennen, daß sie seitdem mehr Schmerzen in den Ohren und Kopfe empfänden, als vorher, ehe sie galvanisirt worden. Zur Ehre des Herrn Sprengers nehmen wir an, daß die Sache so ist: beyde Töchter besserten sich zwar etwas, hatten aber das Unglück wieder in ihren vorherigen Zustand zu verfallen. Andere haben ähnliche Erfahrungen gemacht, und traurig ist es bemerken zu müssen, daß der Galvanismus gegen Taubheit und Harthörigkeit angewendet, in den meisten Fällen wirklich nur eine Palliativcur zu seyn scheint.

Dieser beobachteten, nicht anhaltenden Dauer der Wirksamkeit des Galvanismus wegen aber, denselben nun schon wieder ins Vergessen gerathen lassen zu wollen, scheint doch nicht recht zu seyn. Mir sind mehrere Oerter bekannt, wo das Galvanisiren mit einem unbeschreiblichen Eifer

fer betrieben wurde, wo aber dasselbe völlige Ruhe erhalten hat, seitdem so viele nicht gelungene Versuche bekannt geworden sind. Man ist hin und wieder ganz gegen den Galvanismus eingenommen, und bedenkt nicht, daß es noch so viele andere Uebel gibt, wo sich die Anwendung desselben ganz besonders empfiehlt, wie z. B. gegen Lähmungen, welche nicht von organischen Fehlern, als von einem Drucke auf den Nerven, oder einer Luxation der Lendenwirbelbeine, oder der Kyphosis herrühren; gegen Nervenkrankheiten von directer Asthenie; gegen Schwäche des Gesichts und den schwarzen Staar; gegen chronischen Rheumatismus mit Steifigkeit der Glieder und Gelenke etc. — und also vielmehr die Aerzte aufgefordert werden sollten, ihre galvanischen Versuche fortzusetzen, sie zu vervielfältigen, und die Anwendung und Nutzung derselben, zahlreicher und merkwürdiger zu machen.

Auch wollen wir einmal die Anwendung des Galvanismus gegen alle jene Uebel und die Aussichten übergehen, welche sie dem Physiologen, dem Chemiker, dem Naturforscher gewährt — wie so überaus nützlich ist schon allein der Vorschlag

schlag der Herren Creve und Klain den Galvanismus auf Belebung der Scheintodten anzuwenden! Schauderhaft ist der Gedanke, vielleicht einmal als Scheintodter in die Erde gesteckt zu werden, und hier seinen Geist auf eine so grausame Art aufgeben zu müssen. Beruhigend indeß ist das Bewußtseyn, den Galvanismus als ein Mittel zu kennen, durch welches wir den wahren Tod erforschen können; sehr tröstend ist die Hoffnung, daß wohl doch bald die Landesregenten dafür sorgen werden, selbst jeden Dorfschullehrer einer Galvanische Säule in Besitz zu setzen, mit dem Auftrage: sie zur Prüfung der Todten in ihren Dörfern zu gebrauchen, und ohne Bescheinigung des wirklichen Todseys des Verstorbenen keine Anstalten zur Beerdigung machen zu lassen — möge es bald dahin kommen und möge so die galvanische Säule bald von noch mehrfachen Nutzen seyn!

4.

Noch einige
Bemerkungen
über
den Wasserfenchel,
und dessen Nutzen in der Lun-
genfucht.

Vom
Dr. C. B. Fleisch
praktischem Arzte zu Cassel.

— „Der practische Arzt thut besser auf seinem
bisherigen empirischen Wege fortzuschreiten,
als das Leben der Menschen durch Anwen-
dung unvollendeter Theorien in Gefahr zu
setzen.“

von Humboldt.

Es ist gewiss nicht weniger nützlich, mit den
alten schon bekannten Arzneymitteln wiederhohl-
te glaubwürdige Erfahrungen zu machen, als
neue

neue zu entdecken; denn auf diese treffen wir ja nicht selten durch jene.“ Sehr richtig sagt diese Hr. Joerdens in Hufelands Journal 4 Bd. 3 St. S. 525 und ohne Zweifel sind hiermit die meisten practischen Aerzte übereinstimmend. — Gewiss ist es, daß es zur Vervollkommnung der Medicin weit nützlicher wäre, alte längst bekannte aber aus der Mode gekommene Heilmittel durch neue Beobachtungen und Erfahrungen der Vergessenheit zu entreißen, und ihren Gebrauch durch wichtige und wiederholte Versuche zu bestimmen, als unsern ohnehin schon so ausgedehnten Arzneyvorrath immer durch neue Mittel zu vermehren. — Sind wir denn durch diese Modesucht, die Krankheiten mit lauter neuen Mitteln zu kuriren, weiter fortgerückt? Haben wir denn hierdurch den wahren Weg gefunden, die Krankheiten richtig zu beurtheilen, und zu heilen? Fragen, die jeder unbefangene kaltblütige Beobachter, eher verneinen als bejahen wird. Man wird, wenn man tiefer blickt, sehen, daß hierdurch die Erweiterung und Vervollkommnung unserer Wissenschaft mehr zurückgesetzt, als befördert worden ist. — Nicht weniger wahr ist es, was der für die Wissenschaften zu früh verstorbene Wichmann sagt, daß die Aerzte immer

mer ihre Moden haben müssen, und daß diese am meisten bey den Heilmitteln herrschen und wechseln. Treffend erinnert er aber auch, daß die mehrsten Erfindungen zu unsern Zeiten nicht allemal so instructiv, als wunderbar sind! und die neuen Mittel der Aerzte sollten einem andern, als dem Erfinder allein gute Dienste thun!

— Sie kommen also wieder aus der Mode und man erklärt diese Mode nicht nur öffentlich für unnütz, sondern setzt auch in den Erfinder derselben in andern Stücken ein Mißtrauen. Um dieses zu bestätigen, braucht man nur einen Rückblick in die Geschichte der Arzneymittellehre zu thun.

Es ist nun einmal noch immer der Fehler unseres Zeitalters, daß es begierig alles, was neu und ungewöhnlich erscheint, auffaßt, es selten tief genug prüft, sondern meistens nach einer oberflächlichen Ansicht und leichten Auseinandersetzung als wahr und untrüglich annimmt. Dieser Fehler ist schon so oft gerügt, so oft ist gegen denselben geeifert worden, daß man gar nicht begreifen kann, wie unsere Zeitgenossen so verstockt seyn können, nicht auf dem Wege der reinen Prüfung und deutlichen Untersuchung das

Lautere vom Unlautern zu scheiden und abzufondern. — So wahr dieses ist, so dürfte man sich doch kaum unterstehen, seine nähere Anschaulichkeit durch einzelne Beyspiele ans Licht setzen zu wollen, ohne sich den beissendsten Vorwürfe, den pöbelhaftesten Widersprüche Preis zu geben, — denn je unwissender, desto anmaßlicher ist stets der Mensch. — Wie oft ist es nicht einem reifen scharfsichtigen Geiste gelungen, eine schon allgemein aufgenommene, schon durchgängig für wahr bekannte Lehre durch Gründe und richtige Vernunftschlüsse als falsch und irrig darzustellen, und ging es nicht so auch oft mit mehreren unserer Heilmittel? Was wäre wohl aus unserer deutschen Kunst seit einigen Jahrzehnden geworden, wenn sich nicht unsere Gruner, Baldinger, Loder, Hufelande, Stolle, Hoffmann, Lentine, Wichmann, und wie die berühmten Veteranen Deutschlands alle heißen, oft ruhmvoll der Neuerungsucht brausenden Reformatoren entgegengesetzt hätten! — Fast jeden Tag gehen Theorien zu Grunde, gegen die man vor zehn Jahren kaum seine Stimme erheben durfte.

Zugleich aber darf man wohl das Verdienst und den Werth solcher würdigen Männer nicht verkennen, die sich durch Entdeckung neuer Mittel in verzweiflungsvollen oder sehr schwer zu heilenden Krankheiten um die leidende Menschheit verdient gemacht haben. — Schätzbar sind diese Vorthelle, wodurch die Grenzen der Arzneywissenschaft erweitert worden, die wir ihnen schuldig sind.

Ueberhaupt aber sind die Heilmittel nicht immer neu, die man nach den wechselnden Launen der Mode so warm empfiehlt; gar nicht selten ruft man längst entbehrte Mittel aus der Vergessenheit zurück, und hüllt sie, um selbige eine ansehnliche Rolle spielen zu lassen, in ein modernes Gewand. Vor wie manchen unnützen Wiederholungen, würde nicht gründliches, also auch Geschichtsstudium die Wissenschaft schützen? Und wie manchem aus ihrem Mangel erzeugtem Irrthum der Art, würde nicht mehrere Allgemeinheit dieses Vorzugs früher begegnen, um unnützem Wust und Anhäufung von Scheingelehrsamkeit mit allen ihren üblen Folgen vorzubauen?

Diese Modemanie nach neuen Mitteln, welche den Arzneyvorrath bis ins Unendliche ausdehnen, die vermaledeiten Recepttaschenbücher, haben wacker darauf los gearbeitet, den jungen angehenden Heilkünstler in seinen guten Grundsätzen irre zu machen, den Verfall derselben zu befördern, ihn zum niedrigen Receptkrämer, (denn was kann wol anders aus so zerlaborirten Recepttaschenbüchern gestiftet werden?) zum medicinischen Handwerker, zu bilden. — Konnte es anders gehen? — Die aus dem ungleichen Maasse von Beobachtunggeist entsprungene, Uneinigkeiten unter den Aerzten, der beleidigende anmaßende Ton bey wissenschaftlichen Streitigkeiten, wie es jetzt leider bey mehreren Aerzten Bedürfnis ist, — stiftet dieser wol etwas gutes? Entehrt er nicht die Würde des rechtschaffenen Arztes? — Wird nicht in den Augen anderer die erhabenste der Künste zu dem Spiele elender Gaukeleyen herabgewürdigt; — Stellt sich nicht mancher leichte Kopf, wie die Sachen jetzt stehen, das Heilungsgeschäft, wenigstens das Kuriren, sehr leicht vor? — Keiner glaubt mehr Beruf dazu zu haben, als der, welcher nichts davon versteht; für diesen ist es freylich das leichteste Geschäft von der Welt; da es hin-

gegen für den gutdenkenden und rechtschaffnen Arzt die sorgen - und mühevollste Beschäftigung ist.

Möchte doch jene schon so oft beginnende viel versprechende Morgenröthe der Aufklärung jener wahren Aufklärung, die den Tros der Aerzte entlarvt, den stets fertigen Receiptschreibern ihren Credit benimmt, von mehrerer Ausdehnung seyn, nicht so oft wieder von schreckendem Gewölk verlarvet werden! — Möchte doch dann das innere Gefühl eines jeden Arztes ihm zurufen, daß die hohe Würde die ihm eigen seyn muß, nicht zum Spielwerk in den Händen der Nichtärzte mehr wird — möchten sie selbst dann einsehen lernen, daß der Uneinigkeitsgeist, der die besten Köpfe, die soviel leisten können, entzweyt; nie gute Früchte tragen kann — Doch ich wollte ja nicht die Mängel unserer Kunst und die Mittel, wie diesen abzuhelpen wäre, untersuchen; — also, kein Wort mehr davon!

Wenn wir die Mittel, die von jeher gegen die Lungenfucht empfohlen worden sind, übersehen, so finden wir da eine große Zahl, welche aber nach den mit ihnen häufig angestellten

Ver-

Verfuchen wenig oder gar nichts leisteten, ja öfters wohl gar schädlich waren, wie das z. B. besonders von Leuthner empfohlene Asphaltöl, u. dgl. m. ist. Die Aerzte sind daher, und wer kann es ihnen verdenken? wohl mit Recht gegen jedes Mittel, welches man gegen die Lungenfucht empfiehlt, mißtrauisch, weil sie so manches Mal hindergangen worden.

Doch nimmt man begierig jeden neuen Wink und Rathschlag gern und willig auf, der dahin geht, die Leiden dieser armen Kranken, die so häufig in der Praxis vorkommen, zu lindern, oder sie von ihren Leiden zu befreyen. — Wie oft muß der Arzt, der die Ohnmacht seiner Kunst in dieser einmal weitgekommenen Krankheit kennt, sich mit der elenden symptomatischen Kur allein abgeben; hier den ungestümen Husten und die schlaflosen Nächte lindern, dort die Schweisse und Durchfälle mäßigen und so täglich die alten Klagen abwechselnd, bald in vermindertem bald im vermehrtem Grade anhören und seine Kranken auf Hülfe vergeblich harren sehen, bis endlich der oft zögernde Tod den Kranken und Arzt aus aller Verlegenheit setzt. — Traurig ist es für den Menschenfreund hier so gerne

ne

ne helfen zu wollen und nicht zu können; — traurig, diese schon weitgekommene Krankheit ausser den Grenzen unserer Kunst liegen zu sehen; die jährlich so viele Mitglieder des Staats hinräfft.

Wenn gleich die Unwahrscheinlichkeit — wo nicht gar die Unmöglichkeit der Heilung solcher Krankheiten dem Arzt oft allen Muth zu weiteren Nachforschungen nimmt, wenn selbst in diesem Fall die Natur alle günstige Winke auf Hülfe uns hartnäckig verenthält, so bleibt dem Arzt die tröstende Hoffnung übrig, der Entstehung solcher schwer, oder gar nicht zu heilenden Krankheiten bestmöglichst vorzubeugen, wenn ihm die wahren Quellen und Ursachen hinlänglich bekannt sind, oder durch sorgfältiges Forschen noch bekannter werden können, worauf die Menschen aufmerk-
samer gemacht zu werden verdienen. Dieses überlasse ich den Aerzten, die zugleich Volkschriftsteller sind; Ihnen fällt diese Pflicht anheim, die Menschen vor den Quellen zu warnen, woraus nachher diese, leider! zu oft unheilbare Krankheit entstehen kann.

Das Mittel, welches gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Aerzte verdient, ist der Wasserfenchel (*Phellandrium* s. *foeniculum aquaticum*)

ticum). Es zählt dieses Mittel schon manches Jahrzehend seit seiner Entdeckung, es wurde aber von den Aerzten wenig oder doch nicht auf die gehörige Art gebraucht. Der erste Schriftsteller, der von seinen Heilkräften gehandelt hat, ist Ernsting (*Phellandrologia physico-medica s. exercitatio etc. Brunsvici 1739 c. icone*); dieser ertheilt dem Phellandrium schon viele Lobsprüche, und wendete es besonders bey frischen Wunden und Quetschungen, bey alten Geschwüren, in Wechselfiebern und in Krankheiten der Brust mit dem besten Erfolge an. Auch bey Krankheiten der Thiere, besonders dem Rotz der Pferde lobt er es. (Daher auch der Name Rossfenchel). Uebrigens ist diese kleine Abhandlung mit einem sehr wohlgerathenen Kupferstich der Pflanze geziert.

Besonders häufig wird das Phellandrium als Hausmittel im Braunschweigischen gebraucht, und L a n g e machte in der Schrift *de remediis Brunsvicensium domesticis* Brunf. 1765 auf dasselbe vorzüglich aufmerksam. Er theilt in derselben einige Fälle von dem Nutzen und Gebrauch des Wasserfenchels mit; noch mehrere Versuche mit diesem Mittel, machte er in folgender Abhand-

handlung den Aerzten bekannt. (Abhandlung über die heilsamen und höchst wunderbaren Wirkungen des Rossfenchels oder der sogenannten Peersaat, in verschiedenen Krankheiten des menschlichen Körpers. Frankf. u. Leipz. 1771 mit einem Kupfer). Hier empfiehlt er den Wasserfenchel durch wiederholte Erfahrungen zur Heilung alter Geschwüre, bey Quetschungen etc. und besonders bey der Lungenfucht. Es wurde dieses Mittel nun von mehreren Aerzten, besonders in dieser letztern Krankheit angewendet; allein es wurden von Ihnen nicht die guten und heilsamen Wirkungen beobachtet, die Lange geschildert hatte. Ohne Zweifel entstehen darüber viele Fragen, und zwar erstlich: War das, was man anwendete, auch wahrer Wasserfenchel? Wendete man ihn in hinlänglicher Gabe an? — Gab man ihn nach dem damaligen Gebrauche des Zeitalters, nicht mit zu vielen andern Mitteln vermischt, wo ein Mittel die Kräfte des andern aufhob, und die Aerzte in dem Resultate über die Wirkung dieses Mittels irre machte? Brauchte man ihn lange genug, oder tauschte man ihn, wenn sich nicht bald Wirkung zeigte, mit einem andern Mittel um? Und eine Hauptfrage: Welchen Ursprungs — von welcher Natur war die

die Lungenfucht selbst, in welchem Stadio derselben gab man ihn? Fragen, die, da es wohl im Allgemeinen, auch in unsern Tagen noch nicht besser geht, zur Berichtigung so manchen Mittels mehr beherzigt zu werden verdienen, als es geschieht! Hierin möchte, meiner Meynung nach, die Ursache liegen, warum der Wasserfenchel als unwirksam verschrien, aus mancher materia medica weggestrichen wurde, und auf einige Zeit ausser Gebrauch kam.

Der zu früh verstorbene verdienstvolle Marcins Herz ist in neuern Zeiten der erste, der dieses Mittel der drohenden Vergessenheit wieder entrissen hat, und es benutzte. (Hufelands Journal 2 Bd. 1 Stück). Obgleich seine Beobachtungen nicht rein zu nennen sind, so schreibt er wenigstens doch dem Wasserfenchel den größten Theil der Heilung seiner zweyen Kranken, wo er ihn angewendet hat, zu. — Diese Abhandlung war es, welche die Aerzte auf dies fast vergessene Mittel wieder aufmerksam machte. — Nach ihm benutzte es Seelig (Hufelands Journal 7 Bd. 1 St.) mit Nutzen, obgleich die erste Kranke, (weil sie die verordneten Mittel nicht fortbrauchte) starb; so ist doch die gute Wirkung des

des Wasserfenchels hier nicht zu verkennen. In dem zweyten Fall wendete er es ohne Setaceum, ohne Fontanelle an, und bewirkte eine vollkommene Heilung. Auch unser achtungswürdige Hufeland sagt in einem Anhang zu dieser Abhandlung, daß er ihn häufig und nie ohne Nutzen angewendet habe. In zwey Fällen bewirkte derselbe eine Radikalkur damit.

Nicht weniger rühmt Stern (Hufelands Journal der pr. Heilk. 9 Bd. 3 St.) die heilsamen Wirkungen des Wasserfenchels in der Lungenfucht. Bey diesen letztern Erfahrungen über den Nutzen des Phellandriums kann ich diese Bemerkung nicht unterdrücken, daß Hr. Stern dieses Mittel nicht mit so vielen andern Mitteln vermischt, in größern Gaben gegeben haben möchte. (Die Gabe des Wasserfenchels ist auf 24 Stunden, 24 Gran in dreymal getheilt, mithin kommen 8 Gran auf eine Dosis). Ich glaube mit Recht sagen zu können, daß diese Gabe bey einem Erwachsenen viel zu gering ist, und doch will Hr. Stern urintreibende Kräfte von dieser kleinen Gabe bemerkt haben, da es doch andere Aerzte in fünf bis sechs Mal stärkerer Gabe gereicht, und diese Wirkung nicht bemerkt haben. —

Auch

Auch Müller. (Allg. medizinische Annalen des Jahrs 1800, Monat May,) benutzte dieses Mittel in der anfangenden Lungenfucht, er stieg mit der Gabe bis zu einer Unze, nach einem sieben wöchentlichen Gebrauch dieses Mittels wurde seine Patientin vollkommen wieder hergestellt. Gleichfalls brauchte es derselbe bey einem eilfjährigen, nach den Blattern entstandenen Fußscheiden, welchen er binnen 7 Wochen (durch den Gebrauch des Wasserfenchels in steigender Gabe bis zur Unze und mehr) vollkommen heilte.

Nach rheumatischen Lungenentzündungen, wo eine Ansammlung von Schleim in den Lungen aus Schwäche des Organs, einen beständigen Husten unterhielt, leistete Hoffmann in Freystadt, (Archiv der pract. Heilk. für Schlesien und Südpreußen 1 Bd. 2 St. S. 253) das pulv. sem. phellandr. aquat. die besten Dienste, wenn jedes andere Auswurf befördernde Mittel so leicht den gereizten Zustand der geschwächten Theile erhöhte und neue Fieberbewegungen erregte. — Auch im 2 Bde 4 St. S. 409 der eben angeführten Zeitschrift bleibt Hr. Hoffmann durch mehrere Erfahrungen unterstützt, der wärmste Lobredner dieses Mittels. — Hiermit ist auch Hr. Oswald

Auch

(Ar-

(Archiv der pr. Heilk. für Schlesiens und Südpreußen 2 Bd. 4 St.) übereinstimmend, welchem dieses Mittel in Verbindung mit der Senega die herrlichsten Dienste leistete. In der Folge verspricht er „von der Vortreflichkeit der Senega und besonders des Wasserfenchels in gewissen Graden der Lungenschwindsucht Beobachtungen anzuführen: — Möchte er dieses Versprechen recht bald erfüllen! — Herr Michaelis (Hufelands Journal d. pr. Heilk. 12 Bd. 4 St. S. 55,) legt gleichfalls diesem Mittel die verdienten Lobsprüche bey; er brauchte es bey einer Phtisis purulenta, bey der schon Colliquation vorhanden war, bloß in Verbindung einer unbedeutenden Fontanelle, und hob dadurch die Krankheit. Noch als er diesen Aufsatz nieder schrieb, wendete er es mit gutem Erfolg bey einem phtisischen Leinweber an.

Außerdem lieferten uns auch Schwan (de phellandrii aquatici caractere botanico et usu medico Francof. ad Viadr. 1793). Kreyfsig. (de phellandrii aquatici usu medico novis observationibus periculisque comprobato, Diss. Witteb. 1800) und Nedel (de phellandrio aquatico ejusque in phtisi purulenta virtutibus Francof. ad Viadr. 1802.) Probefchriften über dieses Mittel, wovon die

die zwey Letzteren eigene Erfahrungen über die Wirkfamkeit des Wallerfenchels in der Lungenfucht anführen. Erfterer liefert zugleich eine botanifche Beschreibung der Pflanze, in Hinficht der Kräfte und den medicinifchen Gebrauch derfelben; es ift aber blos Ernfting und Lange excerptirt worden.

Noch kürzlich theilte auch Thilenius, der jüngere, zu Lauterbach (Hufelands Journal 17 Bd. 1 St. S. 110,) einige glückliche Erfahrungen, zu Gunften diefes Mittels, dem ärztlichen Publikum mit.

Diefes find die Erfahrungen, die wir bis jetzt über die Heilkräfte des Wallerfenchels in der Lungenfucht aufzeigen können. Ich halte es für Pflicht diefe, mit noch einigen, ganz ohne gelehrten Prunk, aus meinem Tagebuch entlehnten Beobachtungen zu vermehren.

Elifabeth Leefer, ein Mädchen von 19 bis 20 Jahren, welches vor 9 bis 10 Wochen Blutſpeyen gehabt hatte, klagte gegenwärtig über einen kurzen Athem, vorübergehende kleine Stiche in der Bruft und über öftern Huften mit Auswurf

wurf einer eiterähnlichen, übelriechenden und falzichschmeckenden Materie. Sie hatte hochrothe Wangen und Nachmittags, besonders aber gegen Abend, zeigte sich Fieber. Das Ansehn der Kranken war übrigens bleich, fahl und aufgedunsen; (ihre Menstruation hatte sie immer richtig gehabt). Dabey hatte sie des Nachts ermattende Schweißse und der sehr öftere Husten liefs ihr wenig Ruhe. Bey diesen mislichen Umständen verlangte sie meine Hülfe. Sie gestand mir, dafs sie, gegen den bösen Husten, wie sie sich ausdrückte, allerhand meistens Hausmittel, gebraucht, er aber eher zu, als abgenommen habe; was diese Mittel aber gewesen seyn möchten, konnte ich nicht erfahren. Ihre größte Bitte war nur, sie von dem marternden Husten zu befreyen. Alle Zufälle waren zu deutlich, um hier nicht eine anfangende wahre Lungenschwindsucht zu erkennen. — Zu Blutausleerungen fand ich nicht die geringsten Anzeigen mehr. — Meine Absicht ging dahin, den Husten und das Fieber zu mässigen; sie bekam dafür ein Salepdecoct mit Hyoscyamus-extract, welches sie anhaltend 8 bis 10 Tage brauchte. Der Husten minderte sich wohl in etwas, aber im Ganzen war die Sache noch unverändert. Alle meine Beredtsamkeit konnte sie nicht

nicht dazu bewegen, sich ein Haarfeil oder Fontanelle legen zu lassen, nur mit vieler Mühe konnte ich sie dazu bringen, ein Vesicatorium auf den Oberarm anzunehmen. Länger als acht Tage konnte ich dieses aber nicht im Zug erhalten, indem die Patientin darauf bestand, die Wunde zuzuheilen, und selbst ohne mein Wissen, Bleyfalben aufgelegt hatte.

Jetzt verordnete ich ihr den Wasserfenchel zu einem Scrupel mit eben soviel Milchzucker, alle 2 Stunden eine solche Portion zu nehmen, dabey Lichen island, mit Althäwurzel zum Thee. Nachdem dieses acht Tage gebraucht worden war, konnte man noch keine Besserung bemerken und die ungeduldige Kranke verlangte andere Arznei, indem sie gar keine Besserung hierauf spüre. Die Nacht konnte sie kaum vor dem heftigen, sie immer beunruhigenden Husten einige Stunden schlafen. Weil sie nun mit Ungestüm darauf bestand andere Arznei zu haben, und die obigen Pulver durchaus nicht mehr nehmen wollte, so gab ich ihr das Phellandrium in Infusionsform, liefs nemlich eine halbe Unze mit 8 Unzen kochenden Wasser infundiren und davon alle 3 Stunden eine halbe Tasse voll nehmen. Um ihr des Nachts einige Ruhe zu verschaffen, bekam sie folgende Pulver:

℞ Extr. Hyoscyam. gr. ij

pulv. gummi arab. scrupl. j

— sacchar. lact scrupl. ℥

M. f. pulv. cent. tal. Dos. pr. vj. DS. Abends vor Schlafengehen ein Stück mit Wasser zu nehmen.

Nachdem sie dieses 8 Tage lang fortgebraucht hatte, wurde der Husten vermindert, das Fieber war nicht mehr so stark; auch klagte die Kranke nicht mehr über Schmerzen auf der Brust. Ich liefs sie jetzt das Infusum des Wasserfenchels verstärkt (6 Quentchen Wasserfenchel und 8 Unzen Wasser,) fortbrauchen, und die Pulver, welche ohnehin aufgebraucht waren, liefs ich weg.

Nun minderte sich das Fieber so, dafs es beynahe kaum merkbar war, der Husten war sehr gelinde, der Auswurf gering, die Nachtschweisse hörten auf; sie wurde munterer und verbesserte sich in jedem Betracht. Jetzt nahm sie mit vieler Begierde die Arzney, welche ihr so gut bekam; fort. — Nach drey Wochen hatte sich der Husten ganz gegeben und der Auswurf war verschwunden, auch fühlte sich die Patientin so weit hergestellt, dafs sie jetzt wieder häusliche Geschäfte verrichten konnte. Demun-

geachtet liefs ich sie noch einen ganzen Monat den Wasserfenchel in obiger Form fortbrauchen, da aber hörte sie auf zu mediciniren und erfreut sich auch jetzt, da ich dieses schreibe, zwey Jahr nachher, der dauerhaftesten Gesundheit.

Der zweyte Fall, wo ich Gelegenheit hatte, die heilsamen Wirkungen des Wasserfenchels zu beobachten, ist folgender:

Ein junger Mensch von 28 Jahren, der ganz den habitum phthisicum hatte, den unter andern besonders Stoll so treu nach der Natur geschildert hat, klagte seit einiger Zeit über Husten, beschwerliches Athemholen, welches sich immer vermehrte, wenn er eine Treppe, oder einen Berg, hinaufstieg. Des Abends vermehrte sich immer sein Husten, dabey hatte er einen grünlich eiterähnlichen Auswurf, fliegende Hitze, öfteres Frösteln und große Mattigkeit war ihm fühlbar, nicht weniger starkriechende Schweisse, welche sich nach der kleinsten Arbeit einfanden; auch war ihm dann besonders ein dumpfes Drücken (wie er sich ausdrückte,) auf der Brust auffallend. — Die Ursache zu diesem Uebel schrieb er einem heftigen Aerger zu, worauf er
ge-

getrunken habe, und seit dieser Zeit Unpäßlichkeit gefühlt zu haben, sich erinnerte. Bey näherer Erkundigung hörte ich, daß dieser Mensch auch hitzigen Getränken und Ausschweifungen in der Liebe ergeben sey und dazu vor ohngefähr 5 Wochen sehr stark getanzt habe. Diese Concurrenz von Ursachen möchten wohl seine Krankheit gebildet haben.

Den Nutzen, den mir im vorhergehenden Fall der Wasserfenchel schon geleistet hatte, und der Wunsch einer Bestätigung seiner Heilkräfte durch diese Krankheit, bewogen mich ihn hier gleich anfangs anzuwenden, er bekam daher folgende Pulver:

℞ pulv. sem. phellandr. aqu.

— gumm. arab. aa. scrupul. j.

M. f. pulv. dent. tal. Dos. pro. xij. S. Alle 2 Stunden ein Stück mit Wasser zu nehmen.

Einige Zeit (8 bis 10 Tage) brauchte er diese Pulver, ohne den mindesten heilsamen Effect darauf zu spüren; demungeachtet setzte er dieselben fort, worauf denn, das ihn so belästigende Drücken auf der Brust sich etwas minderte und der Husten, der besonders des Abends stärker als gewöhnlich war, gelinder wurde. — Jetzt aber

beging der Patient eine Unvorsichtigkeit, die ihm beynahe das Leben hätte kosten können, etwas erhitzt in einen eiskalten Keller zu gehen. Hierauf veränderte sich bald die ganze Scene, der Auswurf stockte, er konnte kaum mit der äußersten Anstrengung Athem hohlen, und glaubte alle Augenblicke zu ersticken.

Ich liefs so geschwind als möglich, den ganzen Körper frottiren, und ihn in ein lauwarmes Bad setzen, zugleich wendete ich Inhalationen von concentrirten Hollunderblüthen - Infusum an, legte Senfumschläge auf beyde Arme und lauwarme Cataplasmen von erweichenden Kräutern auf die Brust. Zum innerlichen Gebrauch bekam er eine Infus. flor. sambuc concent. mit tart. emet. — Der unterdrückte Schweiß kam nun wieder zum Vorschein, der Athem wurde freyer und der Auswurf ging wieder, wie vorhin, gut von Statten.

Jetzt liefs ich wieder die obigen Pulver von Wasserfenchel fortbrauchen und, über meine Erwartung, mit dem besten Erfolg. Kaum hatte er sie 14 Tage noch gebraucht, so minderte sich die Engbrüstigkeit, der Husten und Auswurf liefs
nach

nach, so daß der Patient wieder seine gewöhnlichen Geschäfte verrichtete. Nach 6 Wochen war der Husten ganz verschwunden und er trat eine längst vorgenommene Reise an, wozu ich ihm noch eine Quantität Pulver mit auf den Weg gab, er kehrte gesund und wohl nach 4 Wochen zu den Seinigen zurück, und befindet sich auch jetzt, 18 Monat darnach, noch eben so gesund. Wie ich höre, fängt er aber seine ausschweifende Lebensart wieder an, wovon er, bey der Anlage zur Schwindsucht, gewiß noch ein Opfer seiner Begierden werden wird.

Auch mein zu früh verstorbener Freund Dr. Liffmann allhier, verdankt dem Phellandrium die Heilung zweyer Lungenfüchtigen. Bey einem wendete er es mit Lichen island. an, und setzte wegen des marternden Hustens, der dem Patient alle Nachtruhe raubte, zu jeder Gabe einen halben Gran Opium hinzu. Bey dem andern liefs er es blofs mit dem isländischen Moos bräuchen, und heilte sie vollkommen.

Bey anfangenden Lungenfüchten bleibt daher der Wasserfenchel immer ein schätzbares Mittel, welches von jedem practischen Arzte angewendet

det zu werden verdient, nur darf dieses Mittel nicht gleich mit andern verwechselt, sondern muß beharrlich fortgebraucht werden, wenn man Nutzen von ihm sehen will. — Dieses ist freylich nicht Jedermanns Sache — und täglich kann man Beyspiele sehen, wo man Beobachtungen über die Heilkräfte eines Mittels machen will, welches man aber mit mehreren vermischt giebt, oder vor und nach der Anwendung desselben noch andere kräftige Heilmittel reicht. — Dergleichen Beobachtungen sind aber für die practische Heilkunde ganz unnütz, indem der junge Arzt daraus nichts gewinnt und nur getäuscht wird, der ältere, aber bessere, dabey nichts lernt, und der schlechtere in seinen Vorurtheilen und Fehlern noch mehr bestärkt wird.

Man würde mich missverstehen und sich sehr täuschen, wenn man dem Wasserfenchel noch da große Kräfte zutrauen wollte, wenn schon beträchtliche Destructionen in den Lungen vorgegangen sind; so wunderthätig kann er wohl freylich, so wie, leider! jedes andere Mittel nicht wirken. Dieses war der Fall in der Krankengeschichte, welche in Hufelands Journal 12 Bd. 2 St. S. 170 den Aerzten mitgetheilt wird, wo
man

man bey der Section eine gänzliche Zerstörung der linken Lunge fand. Die palliativen Wirkungen des Wasserfenchels wird man aber auch hier nicht verkennen.

Obwohl dem praktischen Arzte an der Bestimmung der Art, mit welcher ein Arzneymittel wirkt, weniger gelegen ist, als an der Kenntniß der Wirkung selbst, so ist es doch dem forschenden Geiste beynahe unmöglich, sich nicht irgend eine Vorstellung dieser heilenden Wirkungsart zu machen. Indessen getraue ich mir nicht zu bestimmen, wie der Wasserfenchel in der Lungenlucht eigentlich wirken möge, besonders da er keine auffallende Erscheinungen einer Veränderung in der thierischen Haushaltung verursacht: wenigstens ist es mir nicht möglich gewesen, durch die strengste Aufmerksamkeit etwas zu bemerken, daher ich dieses dem Urtheile scharfsinniger Aerzte überlasse.

Eben so kann ich auch nicht die urintreibenden Kräfte, die Hr. Stern (Hufelands Journal a. a. O.) will beobachtet haben, bestätigen, obgleich ich den Wasserfenchel in vier bis fünf-
fach stärkerer Gabe wie derselbe anwendete; wo-
mit

mit auch andere Beobachtungen übereinstimmen. Aus diesem Grunde kann ich auch den Folgerungen, die Hr. Stern in Rücksicht der Wirkungsart des Wasserfenchels in der Lungenfucht hieraus zieht, nicht beytreten.

Auch ich glaube, was schon Hargens erwähnt, daß der Wasserfenchel ein gewisses anodynes (vielleicht fein narcotisches) Princip enthält, daß hierdurch seine reizende Kraft, die er vermöge des in ihm enthaltenen ätherischen Oels besitzt, gewissermaassen abgestumpft wird, weil er sonst wegen seiner reizenden Eigenschaft gewiss mehr Schaden als nützen würde. Seine Wirkungen scheinen vielmehr zwischen den schwächenden und stark reizenden in der Mitte zu stehen, wodurch er die Veränderungen in der Vermischung der Organe hervorbringt.

Botanische Beschreibungen dieser Pflanze findet man bey Linné (welcher ihr zuerst den Namen *Phellandrium aquaticum* beylegte) und in den oben angeführten Schriften von Lange und Schwan.

Eine chemische Analyse dieses Mittels hat Hr. Herz anstellen lassen, und sie in Hufelands Journal 2 Bd. 1 St. S. 58 mitgetheilt, woraus ich sie

Ne der Vollständigkeit wegen, den Lesern dieser Zeitschrift wieder in das Gedächtniß zurückrufe.

„Ein Pfund des zuvor gelind getrockneten und verkleinerten Saamens lieferte zwey Scrupel eines ätherischen Oels, welches von gelber Farbe war und den eigenthümlichen Geruch des Wasserfenchels besaß. Diesen Geruch hatte auch das destillirte Wasser.

Durch die Auskochung mit destillirtem Wasser gab ein Pfund des Saamens, an trockenem Extract 1 Unze 6 Drachmen und 49 Gran.

Nachdem dieses mit dem stärksten Weingeist vollkommen ausgezogen war, blieben an rein gummösen Stoffe 1 Unze 10 Gran.

Die mit Weingeist gemachte Ausziehung, wurde, nachdem sie bis zur Trockne verdunstet war, vermittelst des Schwefeläthers in ihre Bestandtheile, nemlich in Harz und Seifenstoff zerlegt.

Der Harzstoff wog 1 Drachme 51 Gran, der Seifenstoff 3 Drachmen 37 Gr.

Aus dem getrockneten Rückstand, der nach der Auskochung mit Wasser übrig geblieben war,
wur-

wurden, nachdem er mit Weingeist völlig extrahirt war, ebenfalls 3 Drachmen 44 Gran trocknes Harz erhalten. Das Principium resinofum in einem Pfunde des Samens, betrug also überhaupt 5 Drachmen 35 Gran.

Durch eine trockne Destillation wurden aus 3 Unzen Samen erhalten; 2 Quart Luft, die aus $\frac{2}{3}$ kohlenfaurem und $\frac{1}{3}$ Wasserstoffgas bestand, 5 Drach. 44 Gr. säuerlichen übelriechenden Flüssigkeiten und 30 Gran braunem empyrevmetisches Oel.

Ein halb Pfund des Saamens lieferte bey angestellter Untersuchung folgende fixe Bestandtheile. Durch das Einäschern oder Verbrennen überhaupt 5 Drach. 24 Gr. einer weißgrauen Asche. In dieser war enthalten:

- 3 Gran feyes vegetabilisches Laugensalz
- 29 — vitriolisirter Weinstein
- 10 $\frac{1}{2}$ — Digestivsalz
- 17 $\frac{1}{2}$ — Kalkerde
- 41 — Bitterfalzerde.
- 28 — Alaunerde
- 3 Dr. 10 — Kiesel Erde.

Zusatz des Herausgebers d. Archivs.

Auch ich bekam die Lungenfucht und gehöre leider! nicht zu denen, die sich einer vollkommenen Gesundheit wieder erfreuen. Husten und eiterigen Auswurf habe ich noch immer. Beydes habe ich am Tage nur selten, und was sonderbar ist, am Abend gar nicht. Lege ich mich aber zu Bette und auf die linke Seite, dann huste und werfe ich nur wenig aus; lege ich mich auf den Rücken, dann huste und werfe ich mehr aus; lege ich mich aber auf die rechte Seite, dann huste ich zwar stärker, werfe aber dennoch nicht mehr als vorher aus. Fieber habe ich selten stark, die meiste Zeit wenigstens nicht merklich. An Appetit fehlt es nur alsdann, wenn ich lange keine Bewegung hatte und mein Auswurf übel schmeckend wird. Die Speisen, die ich genieße, sind einfach. Mein Mittagstisch besteht nur aus einem einzigen Gerichte, meistens mit Fleisch. Suppe wird selten gegessen. Wein trinke ich nicht. Caffee trinke ich jetzt seltener als jemals. Bier trinke ich des Abends nach dem Essen. Des Mittags unmittelbar aufs Essen trinke ich langsam anderthalb bis zwey Loth eines schwachgewürzten Liqueurs, den ich für mich be-

besonders bereiten lasse. Etwa eine halbe Stunde nach dem Essen ruhe ich ein Viertelstündchen, gehe dann wieder an meine Arbeit, und darauf nach einigen Stunden eine kurze Zeit spazieren. Langsam gehe ich, und steige ich Berge, dann steige ich mit Vorsicht hinauf. Vor Aerger hüte ich mich, so viel als mir es möglich ist; eben so vor Schweißverguß und Staubeinhauchen. Getanzt habe ich niemals, weil ich mir davon niemals habe einen reellen Zweck denken können, also dadurch auch jetzt nicht einer Gefahr ausgesetzt werden kann. Dem Rauchen bin ich eigentlich nicht gut. Der alten Gewohnheit aber nach rauche ich indess, mit Behutsamkeit, in der Dämmerungszeit ein halbes, auch wohl ganzes Pfeifchen, wenn ich in Gesellschaft bin.

Bey dieser Befolgung meiner Lebensweise, ist mein Befinden jetzt bey weitem besser, als vor zwey Jahren, wo ich hier wohnhaft wurde. Ich bin munter und rasch, und zeuge mit meiner guten braven Frau, wackere, starke und, dem Anscheine nach, gesunde Kinder. Alles was ich thue, das häufige Sitzen abgerechnet, ist auf die Erhaltung meines Lebens berechnet. Hundert und funfzig bis zweyhundert Jahre wünschte

te

te ich alt zu werden. Wenigstens haben es mir viele Aerzte verlichert, ich könnte so bey meinem Uebel ein hohes Alter erreichen. Gott gebe es! Meine unverforgte Frau, und meine unverforgten Kinder bedürfen noch lange meiner Gegenwart.

So leidlich mein jetziger Gesundheitszustand ist, und so zufrieden ich damit bin, so erbar-
mungsvoll war er im Frühjahre 1799 und so
weiter fast volle zwey Jahre hindurch. Ich darf
nicht an diese für mich unglückliche Zeit mehr
denken. Herr Hofrath und Leibarzt Scherf in
Detmold war mein Hauptarzt. Dafs ich nicht ge-
storben und nicht schon seit sechs Jahren verweset
bin, habe ich allein ihm zu verdanken. Die Schwach-
heit meines Körpers war in wenig Tagen so grofs,
als sie nur seyn konnte. Fast alle Kräfte meines
Lebens waren erschöpft. Ich stand mit einem
Fusse im Grabe. Der verehrungswürdige sehr
vortrefliche Scherf, eilte ohne ein anderes Interesse,
als das, wenn möglich mich vom Tode zu ret-
ten, und mich für die Meinigen zu erhalten, zu
mir, und half nach und nach zur Freude mei-
ner trauernden höchst betrübten Gattin. Viel
und mancherley Arzney nahm ich ein, nachdem
der

der Eiterauswurf erfolgt war, auch Wasserfenchel in Pulver- auch Latwergenform, ohne in den Stand gesetzt gewesen zu seyn, seine Wirkungskräfte rühmen zu können. Opium, Hyoscyamusextract nahm ich häufig ein mit gutem, und mehrere andere Mittel auch mit sehr gutem Erfolg. Das marternde und genirende Haarfeil trug ich anderthalb Jahre lang, ohne einigen offenbaren Nutzen. Um den Reiz zum Husten zu mildern, that mir ein concentrirtes Altheedecoct sehr wohl. Schneckenbrühe mit frischem Rindfleische und Schafgarbe abgekocht, zündete neues Leben in mir an, und durch strenge Befolgung der mir vorgeschriebenen Diät wurde ich geheilt. Husten und Auswurf waren weg, Körperkräfte waren wieder da, und mir fehlte nichts mehr. Auf einer Rückreise aus dem Paderbornischen aber erkältete ich mich und etwa vierzehn Tage nachher stand meine Lunge abermals in Eiterung. Eine traurige Erscheinung, die mich wieder in neue Angst versetzte, aus der ich indess durch die Vorsehung und durch die große, mir unvergeßliche Hülfe Scherfs, so viel es geschehen konnte, zum Glück der Meinigen nochmals herausgerissen wurde.

Jetzt

Jetzt medicinire ich im eigentlichen Sinne des Worts nicht mehr. Alles was noch geschieht, besteht nur in Folgendem: In jedem Frühjahre gebrauche ich noch die Schneckenkur nach der Scherfischen Vorschrift, wozu ich die rothbraunen Schnecken (*Limax rufus* Linn.) nehme, welche zum Arzneygebrauche die besten sind; ich gebrauche sie jedes Mal zwey bis drey Monate lang und bekommt mir immer wohl. Aufserdem trinke ich, zwar nicht sehr oft, für mich besonders bereitete Chocolate, genieße dann und wann des Vormittags 10 Uhr einen tiefen Teller voll Salepfuppe, zwischen durch auch einige Male des Morgens nüchtern einige Unzen Roggenbrey. Rückt das schleichende Fieber herbey, so nehme ich concentrirte reine Salzsäure, und verdränge damit diesen Feind des Lebens. Ich nehme diese Säure zu 10 Tropfen mit Zucker und acht Unzen Wasser, und steige mit der Säure bis zu 30 Tropfen und darüber. Ich trinke des Tages oft ein Glas voll davon und fahre damit fort bis sich das Fieber verliert. Nimmt mein Auswurf zu, wird er übel schmeckend, und nimmt er eine andere als gelbe Farbe an: so hauche ich vier auch wohl sechs Wochen lang Kohlenstaub ein, wodurch ich wieder zufrieden gestellt

stellt werde. Verschlechtert sich mein Auswurf, so verliert sich auch mein Appetit, wenn ich gleich noch so viel Bewegung habe. Ist dies der Fall, dann hauche ich nicht bloß Kohlenstaub, sondern nehme ihn auch ein, zu einem großen Theelöffel voll, jeden Morgen 9 Uhr. und ich erhalte nach einigen Tagen guten Appetit. Die Kohlen, die in Staub verwandelt werden, müssen frisch ausgeglühet seyn, sogleich fein zerrieben und in eine Bouteille gethan werden, die etwa bis zur Hälfte voll davon wird und sich völlig gut verschliessen läßt. Die Bouteille muß groß seyn und eine Mündung haben, die so weit ist, daß die etwas zusammen gezogene Mundöffnung bequem hinein paßt. Soll nun der Staub eingehaucht werden, so schüttele ich den Inhalt der Bouteille so stark, daß man durch sie nicht mehr hindurch sehen kann, öfne sie darauf, stelle sie hierauf gleich in horizontaler Lage vor den Mund, und hauche nun so lange Staub ein, als welcher in der Bouteille vorhanden schwebt. So wie sich der Staub verliert, wird die Bouteille durchsichtiger; so wie dies bemerkt wird, wird die Bouteille abgesetzt, zugestopft, tüchtig wieder geschüttelt, dann wieder geöffnet, abermals die zusammen gezogene Mundöffnung in die Bouteille

teille gesteckt, und überhaupt so lange so verfahren, als es nöthig ist. So lange als noch viel wirklicher Kohlenstaub in der Bouteille ist, hauche ich jedes Mal nur 5 Minuten lang ein. So wie aber die Menge von wirklichem Staube beträchtlich abnimmt, nehme ich zum Einhauchen eine längere Zeit, zuletzt eine Viertelstunde lang, womit nach und nach der Beschluß gemacht wird. Ist aber der Auswurf noch nicht wieder beschaffen, wie ich ihn in guten Tagen gewöhnt bin, so beginnt die Operation aufs Neue, und wird damit fortgefahen, so lange, als es die Umstände erforderlich machen.

Diese meine Methode den Kohlenstaub einzuhauchen, ist jeder andern von dem jetzigen Herrn Ober-Rentmeister Schaub angewendeten Methode vorzuziehen, wie er mir selbst gestand, und ich habe sie, wie ich überhaupt meinen Körper jetzt behandle und zu erhalten suche, gelegentlich hergesetzt, weil vielleicht der Eine und Andere Beruf finden mag, sich darnach zu richten.

Einfacher Lebenswandel und Vermeidung alles dessen, was die Lungenfucht wieder herbey-

führen kann, sind zwey Punkte, die nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Der geringste Verstoß dagegen, macht den Körper wieder krank und schwerer heilbar als vorher. Fängt der genesener oben gedachte junge Mensch seine ausschweifende Lebensart wieder an, so wird er auch sein Haus bestellen können, das ihm zur ewigen Wohnung dient. Ich bin hier mit Hrn. Dr. Fleisch einverstanden.

5.

U e b e r

d a s J a m e s - P u l v e r.

Von dem Herausgeber d. Archivs.

Das in der Medicin bekannt gewordene Pulver des Dr. James machte in England so vieles Aufsehen, daß es bald zum allgemeinen Mittel wurde. Nicht nur das gemeine Volk bediente sich desselben, sondern auch die Aerzte wurden

den darauf aufmerksam und verordneten es als eine sehr wirkfame Fieber heilende Arzney, ohne dafs sie mit der Zubereitung und den sämtlichen Bestandtheilen genau bekannt gewesen wären. Man begnügte sich damit, zu wissen, dafs das Pulver ein Spießsglanzpräparat war. Späterhin aber wünschte man die Geheimniskrämerey des Herrn Doctors ganz zu kennen, man unterwarf das Pulver einer chemischen Analyse und die Herrn Pearson und Haffenfratz fanden, dafs Spießsglanzoxyd und phosphoraurer Kalk seine vorzüglichsten Bestandtheile ausmachten.

Um das James-Pulver bereiten und es aus der Apotheke erhalten zu können, wurde dazu folgende Vorschrift gegeben: Man rührt grobes rohes Spießsglanzpulver und geraaspeltes Hirschhorn, vom jedem zwey Pfund, recht wohl untereinander, schüttet das Mengsel in einen glühenden eisernen Topf und rührt es darin beständig um, bis es eine graue Farbe erhalten hat, worauf man es erkalten läfst. Ist dies geschehen, so pulvert man die Masse, thut sie in einen Schmelztiegel, stellt darauf umgekehrt einen andern eben solchen Tiegel, in dessen Boden aber ein Loch angebracht worden ist, und verklebt die

Fu-

Fugen. Ist dies gethan, alsdann umgiebt man den untern Tiegel mit Feuer, verstärkt solches bis zur Rothglühhitze, unterhält es darin zwey Stunden und reibt darauf die erkaltete Masse zu einem feinen Pulver, das man zu 5, 6 auch 7 Gran zu geben pflegt.

Diese Vorschrift veranlafste den Gedanken, dafs sie einesweges die beste sey, indem jedes bekannte Spießsglanzoxyd in starker Hitze verflüchtigt, und in Betracht auf die Ungleichheit derselben, das Pulver zu verschiedenen Zeiten gemacht, niemals das nämliche Verhältnifs des Spießsglanzes bleiben würde — mithin auch die medicinische Anwendung nothwendig unsicher seyn müsse. Man stellte daher über diesen Gegenstand Versuche an, die zur Absicht hatten, durch eine sichere Methode eine ähnliche Substanz zu bereiten, deren Wirkungen eben deswegen gleichförmiger und beständiger seyn dürften. Chenevix war so glücklich eine empfehlungswerthe Bereitungsart auszumitteln, die ich nun im Folgenden *) mittheilen will.

Man

*) Aus Scherers allgem. Journale der Chemie, Band, 10, Heft 3. S. 320 u. f.

Man löset gleiche Theile unvollkommenes weißes Spießglanz oxyd — sonst Algarothpulver (Pulvis Algaroth) genannt — und phosphorsauren Kalk, entweder zusammen oder einzeln, in so wenig Salzsäure als möglich auf, und gießt diese Auflösung nach und nach in destillirtes Wasser, das vorher mit einer hinreichenden Menge Ammonium alkalisirt worden ist. Es entsteht ein häufiger weißer Niederschlag, der gehörig ausgewaschen und getrocknet wird.

Den phosphorsauren Kalk erhält man, indem man calcinirte Knochen in Salzsäure auflöst und durch völlig caustisches Ammonium fällt. Hierdurch wird die überschüssige, den phosphorsauren Kalk aufgelöst enthaltende Salzsäure gesättigt, und ersterer gefällt; der salzsaure Kalk wird aber nicht zersetzt, wenn das Ammonium ganz frey von Kohlenstoffsäure ist. Dies ist die kürzeste Methode den phosphorsauren Kalk rein zu erhalten. Die Salzsäure zersetzt das Salz nicht, wie einige behauptet haben.

Noch ist zu bemerken, daß man die Auflösung des phosphorsauren Kalks und Spießglanzoxyds, nach gehöriger Vermischung, in die alkalische Flüssigkeit gießen müsse, damit man, während der ganzen Operation, einen gleichförmigen

Prä.

Präcipitat erhalte. Denn wollte man die alcalische Flüssigkeit in die saure Auflösung gießen, so würde das Wasser der erstern gleich auf die ganze Masse des Spießglanzoxys wirken, das Alkali aber erst den phosphorfauren Kalk niederschlagen, wenn es die Säure, die das Salz aufgelöst hält, gesättigt hat. Der Niederschlag würde also Anfangs mehr Spießglanz, und am Ende mehr phosphorfauren Kalk enthalten. Aus gleichem Grunde ist, ein reines Laugenfalz, dem kohlenstofffauren vorzuziehen. Denn die entbundene Kohlenstoffsäure, würde etwas phosphorfauren Kalk auflösen.

Die Zeugnisse der Aerzte, eines Crichton, Babington und Aberenthy, denen Chenex etwas von seinem Pulver gab, stimmten sämmtlich darüber ein, daß es eben so wirke, wie das Pulver des Dr. James, nur sey es milder, könne daher in größern Gaben gereicht werden, und bewirke unter acht oder zehn Granen selten Ekel und Erbrechen,

So hätten wir nun durch Chenex Bemühung ein Pulver erhalten, das sicherer wirkt als das James-Pulver und das an Statt dessen ohne Bedenken gebraucht werden kann. Da das Präparat schwerlich eine chemische Verbindung, sondern

dern wahrscheinlich nur ein inniges Gemische ist,
so wird Phosphorfaurer Kalk mit weissem
Spießglanz oxyd (calcaria phosphorico-stibia
oxydata alba) die richtige Benennung desselben
seyn.

II.

N o t i z e n.

I.

Wirkt das Sonnenlicht auf Bestufchevs
Nerventinctur?

Bisher hat man geglaubt, daß das Verschwinden und Zurückkehren der gelben Farbe der Bestufchev'schen Nerventinctur durch die Einwirkung des Sonnenlichts erfolgte. Hr. Provisor Ehrhardt zu Maynz aber hat gefunden, daß der Grund hiervon bloß in einem nicht so vollkommen entwässerten Alcohol liege. Er bediente sich zur Bereitung dieser Tinktur, in der Quantität von 18 Unzen, eines Alcohols, welchen er über salzsaurem Kalk entwässert hatte. Die Mischung behielt ihre goldgelbe Farbe und Durchsichtigkeit ein halbes Jahr hindurch, ohne daß sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt worden wäre. (Aus Scheerer's allgem. Journ. d. Chemie. Band 10.)

2.

Genauere Bestimmung des quantitativen
Verhältnisses der Bestandtheile
verschiedener Salze etc.

Kohlenstoffsaurer Baryt.

100 Theile dieser Verbindung enthalten gegluhet:

Kohlenstoffsaure 0,21.

Baryt 0,79.
100.

Schwefelsaurer Baryt.

100 Theile schwefelsaurer Baryt können als
zusammengesetzt angesehen werden, aus:

reinem Baryt 67,5.

Schwefelsaure 32,5.
100

Schwefelsaure.

hundert Theile Schwefelsaure enthalten:

Schwefel 42,5.

Sauerstoff 57,5.
100.

Schwefelsaures Kali.

100 Theile dieser neutralen Masse enthalten:

Schwefelsaure 45,33.

Kali 55,66.

Wasser 1,—
99,99.

Schwe

Schwefelsaures Natrum.

100 Theile reinen, wohl krySTALLisirten und trocknen schwefelsauren Natrums, enthalten:

Schwefelsäure	$22\frac{1}{2}\frac{63}{100}$,	oder in runden Zahlen	0,23.
Natrum	$20\frac{7}{2}\frac{7}{100}$,		0,20.
KrySTALLen.	$56\frac{1}{2}\frac{68}{100}$,		0,57.
	100.		100.

Die Versuche zu diesen Bestimmungen sind von Buchholz angestellt, auf die wir uns also sehr verlassen können. Ich habe die Resultate aus Scherers Journal d. allgem. Chemie genommen.

3.

Enthält der Zinnober Sauerstoff?

Die Kenntniss der Bestandtheile des Zinnobers war bisher sehr räthselhaft, ob wir gleich die vorzüglichsten Stoffe kennen, die bey der Bildung desselben thätig sind. Man wufste nicht, ob diese Stoffe unverändert und für sich allein zu Zinnober wurden, oder ob sie während der Arbeit noch Sauerstoff aufnahmen, oder ob sie sonst durch irgend etwas zu diesem Präparate gebildet würden. Um die Bestandtheile des Zinnobers kennen zu lernen, stellte Buchholz zur Beantwortung der Frage: enthält der Zinnober Sauer-

erstoff? sehr sinnreiche Versuche an, durch die einstweilen entschieden worden ist, dafs in der mehr genannten Zubereitung kein Sauerstoff enthalten ist. Auch scheint der über diese Frage angestellte eilfte Versuch zu beweisen: dafs in dem durchs Reiben erhaltenen Quecksilbermoor nur äufserst wenig Sauerstoff enthalten ist, und dafs selbst diese geringe Portion bey der Sublimation abgeschieden wird.

III.

A l l e r l e y.

I.

Verordnungen.

Wetzlar. Da hier, wie in andern Orten die medicinische Puscherey und Quacksalberey noch immer nicht hinlänglich ausgerottet ist, so hat der Churerzkanzler sein hiesiges Commissariat angewiesen, auf alle medicinische Puscherey jeder Art eine vorzügliche Policeyaufsicht zu richten.

In Ansehung der Apotheker ist daher verordnet.

1. Die Apotheker sollen nur auf die von den in Wetzlar, oder in der Nachbarschaft öffentlich angestellten Aerzten unterschriebenen Recepte Arzneymittel verabfolgen lassen und verfertigen; alle übrigen Recepte, welche nicht von autorisirten Aerzten unterzeichnet sind, sollen zurückgewiesen werden.

2. Den Apothekern ist schärfstens untersagt, irgend Jemanden, er sey Stadt- oder Landbewohner, nach eigenem Gutdünken Arzneyen zu verordnen, oder mitzugeben; sie sind vermehrt verbunden, die sich um Arzneyen meldenden Personen nach Umständen an die öffentlich angestellten Aerzte und Chirurgen zu verweisen.

3. Den Apothekern wird anbefohlen, auf keinerley Art zu Puschereyen die Hände zu bieten *) und weder einheimischen, noch auswärtigen Puschern den Zutritt in ihre Apotheken zu erlauben, sondern denselben begreiflich zu machen, daß sie jede Quacksalberey

*) Warum aber ist dies nur den Apothekern anbefohlen? da man doch so häufig findet, daß selbst Aerzte der Quacksalberey die Hände bieten, ja selbst Quacksalber bilden.

berey bey der Behörde anzuzeigen verbunden seyen. *)

4. Den Apothekern wird endlich aufgegeben, alle Recepte, auf welche dieselben Arzneyen verfertigen, und verabfolgen, zu verwahren, und mit Bemerkung des Datums, ihrem Eide und ihren Pflichten gemäß in ein Hauptbuch einzutragen, um sich bey Untersuchungsfällen gehörig legitimiren zu können. **)

5. Auf den ersten Uebertretungsfall dieser Vorschriften, soll die Strafe nicht geringer als

Z 2

auf

*) Ein Gesetz, von dem man im Voraus wissen kann, daß es nicht gehalten wird, und — kennen denn die dortigen Apotheker die auswärtigen Pfuscher alle? oder präsentiren diese sich, wenn sie in die Wetzlar'schen Apotheken kommen, etwa mit einem an dem Kleide angebrachten Schilde, worauf geschrieben steht: Ich bin ein Quacksalber! Sonderbares Gesetz! Ppbg.

**) Man führe doch gesetzmäßig ein, alle von den Aerzten und Chirurgen verschriebene Recepte zurück zu behalten und diese zur Legitimation aufzubewahren. Das ist ja besser. Das Recepteinschreiben nimmt den Apothekern viel Zeit weg und versetzt sie durch die Ausgaben für Papier und Buchbinderlohn in Kosten, die unnütz sind und die sie sich nicht wieder bezahlt verschaffen können. Ppbg.

auf zwanzig Reichsthaler, im zweyten wenigstens auf das Duplum, und im unverhofften Wiederholung falle auf die Entziehung des Privilegiums bestimmt werden. *)

2.

Neue Anstalten.

Ankündigung einer pharmaceutischen Lehranstalt, bey dem Herausg. d. Archivs.

Obgleich die Pharmacie durch die Bemühungen mehrerer würdiger Männer an sich viel gewonnen, sie besonders in den letzten beyden Decennien des vorigen Jahrhunderts grofse Fortschritte gemacht, und zum wahren Glücke der Menschheit eine wissenschaftliche Gestalt erhalten hat: so geht es demungeachtet in sehr vielen Apo-

*) Ist zum Erstaunen! Also wer von den Apothekern z. B. einen Pflücker in die Apotheke treten läßt, der muß, wenns angezeigt wird, zum 1ten Male 20 Thaler, wenns noch ein Mal geschieht 40 Thaler bezahlen, und wenns zum 3ten Male geschieht, sein Privilegium verlieren. Ist das nicht arg?! Welcher billig denkende Mann kann solche Gesetzgebungen gut heißen, besonders da unter den vorstehenden Artikeln keiner ist, der mit dem Werthe der Strafe im Verhältnifs steht. Ppbg.

Apotheken nach wie vor 50 Jahren sehr roh und handwerksmäßig, zu. Die Lehrlinge werden angenommen und behandelt wie bey dem gemeinsten Handwerker, sie müssen Geschäfte verrichten, die geradesweges dem beabsichtigten Ziele entgegen z. B. den Ausläufer, Stofser, das Waschweib, den Kellner u. s. w. machen. An das Lesen nützlicher Bücher kommt selten, ja fast gar nicht die Reihe, und an ordentlichen, methodischen Unterricht ist nicht zu denken, weil entweder die Lehrherrn selbst zu unwissend, folglich unfähig sind, oder es ihnen an Zeit und Lust fehlt. Die Gehülften fühlen, wenn sie auch geschickt dazu wären, sich nicht alle berufen, sich der Lehrlinge anzunehmen, sondern denken: wer was wissen will, der sehe, daß er was lerne. Sind die Lehrjahre verflossen: so wissen die Jünglinge nicht vielmehr als sie bey dem Antritte der Lehre wußten. Die Handwerksburschen stehen da, die immer nur bey denen ihr Fortkommen finden, die das leibhaftige Kontrefait ihrer Lehrherrn sind. Dieser, leider! noch so häufige Schlendrian, in dem bey weitem noch größten Theile der Apotheken, und die Mode, jeden leichten Kopf, der zu irgend einem andern Fache nicht taugt, dennoch zum Apotheker zu bestimmen und anzunehmen, ist die Ursache, daß wir noch in so vielen Orten schlechte Officinen und unwissende Apotheker antreffen.

Es ist die erste Pflicht eines Jeden, sein Fach, wodurch er der Welt nützen und seinen Unterhalt erwerben will, gründlich zu erlernen. Noch mehr aber ist dies bey dem Apotheker erforderlich, da seine Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit in Betracht auf Leben und Gesundheit der Menschen sehr wichtig ist. Um dieses Ziel zu erreichen, muß er nicht nur in seiner Kunst mechanische und practische Fertigkeit, sondern auch wissenschaftliche theoretische Kenntnisse besitzen. Diese Kenntnisse aber lassen sich keinesweges in den

den gewöhnlichen Apotheken, wo man einige Jahre herumgehudelt und dann zum sogenannten Gefellen gestempelt wird, auch nicht durch das Hören pharmaceutischer Collegien auf Universitäten, erlernen, indem die Geschäfte eines Apothekers zu mannigfaltig sind, und sie von dem Größten bis zum Kleinsten anhaltend geübt werden müssen, um die nöthige Gewandheit darin zu erlangen.

In dieser Hinsicht sind unstreitig, wie Scherer irgendwo in dem Berlinischen Jahrbuche für die Pharmacie auch schon sagte, die besten Anstalten die, welche mit einer Officin in Verbindung stehen, wo der angehende Apotheker in allen ihm als Apotheker nöthigen Wissenschaften theoretisch und practisch unterrichtet, und unter Anleitung des Lehrers selbst arbeiten, und so, wenn es anders nicht an Kopf und Lust fehlt, das werden muß, was er seyn soll, nemlich ein wissenschaftlicher und — brauchbarer Mann.

Nach dieser Methode habe ich schon einige junge Leute unterrichtet, und die Freude, welche ich an meinen Schülern erlebe, bestimmt mich, diesem Geschäfte mich ferner zu widmen. In bestimmten Zeiten wird meinen Jünglingen das gelehrt, was sie als geschickte Apotheker wissen müssen. In dem Laboratorio und in der Apotheke unterweise ich sie in allen pharmaceutischen Arbeiten, so wohl bedeutendern als unbedeutendern, practisch selbst, wo dies nur nöthig ist.

Die moralische und physische Bildung lasse ich mir ebenfalls angelegen seyn. Deswegen sind die mir anvertrauten Jünglinge nicht sich selbst überlassen, sondern sie werden als Mitglieder meiner Familie betrachtet, um desto besser über sie zu wachen. Ich halte bey aller freundschaftlichen Behandlung möglichst strenge Aufsicht, rüge ohne Scheu die Mängel, welche ich bemerke, und fordere, daß man mir willig und gerne folgt, um desto gewisser im Stande zu seyn, die Lebens-

bensweise und den Character zu gründen, welches beydes den Apotheker leiten muß, um glücklich zu seyn und das Publicum mit Zufriedenheit zu gewinnen.

Wer sich in der lateinischen, französischen und deutschen Sprache zu üben noch nöthig hat, auch wer Griechisch, wer Music lernen, auch es im Rechnen noch weiter bringen will, der hat dazu hier recht gute Gelegenheit. Ich wähle die besten Lehrer und sorge für Benutzung der Zeit.

Ich lege diese Ankündigung allen Aeltern und Vormündern, deren Söhne und Pflegebefohlene sich der Pharmacie widmen wollen, zur Beherzigung vor, damit sie selbige meiner Leitung anvertrauen mögen. Für Wäsche und Ordnung in Kleidungsachen überhaupt sorgt meine Frau, wenn man es wünscht.

Die Anzahl der anzunehmenden Jünglinge ist unbestimmt. Jünglinge, die sich bloß der Apothekerkunst widmen, müssen wenigstens 15 Jahre alt seyn und sich auf 3 Jahre verbindlich machen. Ueber 16 Jahren wird niemand angenommen, noch weniger jemand, der schon irgendwo auf einer Universität gewesen ist und Hang zum sogenannten Burschenleben hat.

Wer Medicin studiren will, der kann, um sich mit den Vorkenntnissen bekannt zu machen, auch Antheil an meinem Institute nehmen, so lange es ihm gefällig ist. Eben so steht dies den Gehülffen frey, welche in der pharmaceutischen Lehre vernachlässigt sind: nur muß man gleich nach Beendigung der Lehrjahre zu mir kommen, weil die nicht immer noch gut zu bilden sind, welche ein paar Jahre ihre Lehrzeit verlassen haben.

Auf postfreye Anfragen werde ich wegen der jährlichen Pension das Nähere bestimmen. Wer deswegen bey mir anfragen will, der muß von dem Arzte oder Prediger des Orts einen Schein mitsenden, daß es um die Anfrage Ernst sey, um so versichert zu seyn, daß es damit keine falsche

falsche Bewandniss hat. Auch muß von Jedem, welcher seinen Sohn oder Pflegebefohlenen mir zu geben denkt, von dem Prediger der Schullehrer des Orts eine pflichtmäßige Nachricht beygelegt werden, die ein Zeugniß von der Fähigkeit und dem Character des Jünglings enthält, ohne welches alles keine Zeile zur Antwort gegeben wird.

3.

Todesfälle.

1.

Am 2ten Jenner d. J. starb zu Marburg Ernst Gottfried Baldinger, geheimer Rath und Leibarzt, und wurde am 5ten sehr feyerlich begraben. Er hinterläßt eine sehr ansehnliche Bibliothek, um die es Schade wäre, wenn sie zerstreut werden sollte.

2.

Am 16 Jenner l. J. starb zu Hof-Geismar der Physikus und Brunnen-Arzt Doctor Jacob Heinrich Schuwicht.

3.

Am 25. Jenner l. J. starb zu Höxter, im Corveyischen, Johann Daniel Witting, im 46. Jahre seines Lebens. Er war Hofapotheker und ordentliches Mitglied der correspondirenden Gesellschaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde und gehörte nicht in die Classe der gemeinen Apotheker. Er schätzte und opferte den Wissenschaften, und bemühte sich besonders in seinem Fache fortzuschreiten. Sein zu früher Tod ist sehr zu bedauern.

Schaub, Johann,

Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde

Bd.: 2,3

Cassel [u.a.] (1804)

M.med. 932 m-2,1/4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10288548-7